

3. Relevante Ergebnisse der aktuellen Jugendforschung

3.1 Jugend heute

Der Ausspruch „Jugend ist nur ein Wort“ von Pierre Bourdieu (1993) zeigt, wie sehr wir darauf angewiesen sind, dieses Wort mit Bedeutung zu beleben. Eine Worthülse, mit deren Füllung sich verschiedene Disziplinen der Geisteswissenschaft auf unterschiedliche Weise beschäftigen und selbstverständlich auch zu unterschiedlichen deskriptiven und handlungsorientierten Ansätzen kommen. Das nachfolgende Kapitel will einen kurzen Überblick über die Jugend und die Jugendforschung geben, wohlwissend, dass im Rahmen dieser Arbeit nur ein Überblick gegeben werden kann und sicherlich in der notwendigen weiterführenden theoretischen Tiefe Abgrenzungen notwendig sind. Nach dieser kurzen theoretischen Einordnung werden einige ausgewählte Forschungsergebnisse dargestellt, die sich auf Jugendliche beziehen, um am Ende des Kapitels als Fazit aufzeigen zu können, in welchem Kontext und welchem Verständnis die vorliegenden Forschungsarbeiten einzuordnen sind.

3.1.1 Die Jugendphase

In einem ist man sich grundsätzlich einig: Jugend ist als Lebensphase in den letzten 100 Jahren entstanden und ist somit historisch betrachtet eine Erscheinung, die verhältnismäßig neu ist. Welches Verständnis von Jugend die unterschiedlichen Forschungskonzepte beeinflusst haben, ist die zentrale Frage der nachfolgenden Ausführungen.

In der Biographie von Menschen wird unter Jugend der Zeitraum zwischen dem Eintritt der biologischen und dem der sozialen Reife verstanden. Vor allem Margret Mead zeigte in den 50er-Jahren auf, dass in traditionsgeleiteten Gesellschaften der Übergang durch Initiation oftmals in einer sehr kurzen Zeit bewältigt wurde.

Heute wird als Merkmal moderner Gesellschaften vielfach postuliert, dass biologische und soziale Reife nicht zum gleichen Zeitpunkt eintreten, sondern zwischen biologischer und sozialer Reife ein beträchtlicher Zeitraum vergeht. Die Vorverlagerung der Sexualreife führt zu einer starken Verkürzung der Phase der Kindheit und somit zu einer Vorverlagerung der Jugendphase. Jugend konnte also nur durch die Trennung von biologischer und sozialer Reife entstehen. Merckens (1996) beschreibt die verschiedenen Sichtweisen von Jugend, indem er sie den Disziplinen der Psychologie, der Soziologie und der Pädagogik zuordnet. In seiner Veröffentlichung „Jugend in einer pädagogischen Perspektive“ formuliert er sehr deutlich eine ei-

genständige pädagogische Sichtweise. „Hinweise zeigen, dass es sich beim Jugendbegriff um ein Konstrukt zu handeln scheint, das eine Einheitlichkeit der Lebensform suggeriert, ohne dass diese Annahme erfüllt ist. Eine Definition von Jugend erscheint heute schwierig.

Er unterscheidet verschiedene theoretische Ansätze von Jugend:

A. Aus psychologischer Sicht:

Umweltmodell mit den Theorien des klassischen Behaviorismus (Skinner 1971). (Havighurst 1972) unterscheidet in Entwicklungsphasen, wobei die Adoleszenz ein Stadium mit bestimmten Entwicklungsaufgaben ist. Bei Bandura (1972) wird Modelllernen als Sozialisationsprozess begriffen, über den habitualisierte Antwortmuster entwickelt werden. Die Eltern erscheinen in diesem Prozess als die wichtigsten Erwachsenen für den Jugendlichen.

Im organischen Modell ist der Stimulus weder ein externes noch ein internes Element, sondern eine Interaktion zwischen beiden. Es wird phylio- aber auch ontogenetisch argumentiert und Piagets Stufentheorie der Entwicklung von Intelligenz spielt eine große Rolle.

Für das psychodynamische Modell ist Leben ein Gefecht und die Individuen sind an vorderster Front. Diese vorwiegend von psychoanalytischen Ansätzen bevorzugte Sichtweise ist eine Kombination der beiden ersten.

B. Aus soziologischer Sicht:

Die soziologische Sichtweise hat stärker die Systematik der Mensch-Umwelt-Beziehung im Blickwinkel als die individuumzentrierte Sicht der Psychologie. Jugend erscheint als eine Dimension der Teilhabe an sozialen Räumen. Die Sichtweise beinhaltet oftmals eine Beschreibung des Zustandes und weniger die Veränderungsmöglichkeiten.

C. Aus pädagogischer Sicht:

Der Begriff der eigenständigen Jugendkultur ist kennzeichnend für diese Sichtweise. Vor allem Baacke (1987) entwickelte die Idee der jugendlichen Subkultur innerhalb einer dominanten Kultur wie sie von Zinnecker schon 1981 angemahnt wurde. Nachdem aber gerade Zinnecker (1993) für die Pädagogik eine Fokussierung auf bestimmte Gruppen vorschlug, entstand in Deutschland der Versuch, die Jugendforschung aus einem gesamtdeutschem Blickwinkel zu

betrachten. Die Grenzen der Jugend als "Generation" zerfließt bis zur Unkenntlichkeit. Die Lebensphase Jugend drohte zu verschwinden.

Merkens (1996) definierte ein pädagogisch orientiertes Konzept von Jugend mit drei Kennzeichen:

1. Selbstregulation, der Übergang von der fremdbestimmten zur selbstbestimmten Erziehung,
2. Jugend operiert mit wechselnden Zukunftsperspektiven,
3. Jugend ist Mitglied in einer Gesellschaft mit bestimmten ökonomischen, politischen und kulturellen Vorgaben.

Die beschriebenen Sichtweisen haben deskriptiven Charakter, für die weitere Betrachtung ist vor allem die ökologische Sozialisationstheorie von Bronfenbrenner (1981) und der darauf aufbauende medienökologische Ansatz von Baacke (1987) von besonderer Bedeutung (vgl. Kapitel 3.3).

Für die Bewertung des Forschungsprojektes erscheint eine Betrachtung von Jugend aus inhaltlicher Sicht jedoch hilfreicher.

Hurrelmann (2004) beschreibt die verschiedenen Sichtweisen sowie die sehr unterschiedlichen Beweggründe, die die Jugendforschung bei ihrem Blick auf die Jugend hat.

Die wichtigste Unterscheidung liegt in den Konzepten des „Moratoriums“ und der „Transition“. Das Konzept des „Moratoriums“ beschreibt die Jugendphase nicht als Zwischenphase von Kindheit und Erwachsenenalter, sondern vielmehr als die gesellschaftliche „Auszeit“, die geprägt ist durch eine hedonistische und bedürfnisorientierte Haltung, die einen eigenen Lebensrhythmus und die Notwendigkeit der vorübergehenden Abgrenzung akzeptiert. Das Konzept der „Transition“ verweist auf den Wunsch nach zielstrebigem Übergang in die Erwachsenengesellschaft. Die Orientierung erfolgt an den etablierten Generationen und hat nur das Ziel, den in den Augen der Jugendlichen statusinkonsistenten Lebensabschnitt zu verlassen.

In der frühen Jugendforschung beeinflussten vor allem die Theorien zur Lösung von Entwicklungsaufgaben (z.B. Havinghorst) und die der Gemeinschaftsorientierung (z.B. Bernfeld) das Konzept der „Transition“ und psychoanalytische und strukturfunktionalistische Sichtweisen (z.B. Erikson und Eisenstadt) das Konzept des „Moratoriums“. Kennzeichen der neueren Jugendforschung ist für das Moratoriumskonzept der starke Grad der Autonomie und die Fähig-

keit der eigenen Gestaltung der Lebensweisen und Lebensstile von Jugendlichen (Schelsky 1957, Baacke 1987, Zinnecker 2000). Für das transitorische Konzept stehen Oerter (1982), Silbereisen (1996) und Fend (2000).

Einigkeit herrscht in der Feststellung, dass sich die Dauer der Jugendphase in der Biographie der Menschen während der letzten 100 Jahre zeitlich ausgedehnt hat. Das hängt einerseits damit zusammen, dass die biologische Reife biographisch immer früher eintritt und der Eintritt in das Erwachsenenalter biographisch nicht präzise festzulegen ist.

Wenn Jugend als „Transition“ bezeichnet wird und dieser Übergang mit bis zu 5 Jahren veranschlagt wird (Markefka/Nave-Herz, 1989), zeigt sich ein grundlegendes Problem der Jugendforschung. Die biologische Reife lässt sich genau bestimmen, die soziale Reife ist dagegen nur schwer zu fixieren. Die früher für die soziale Reife genannten Merkmale, ökonomische Selbstständigkeit und Gründung eines eigenen Haushalts, fallen heute häufig nicht mehr zusammen und werden auch nicht mehr als hinreichende Indikatoren angesehen. Die unklare Situation bezüglich des Endes der Jugendzeit hat dazu geführt, dass einerseits von der Entstrukturierung der Jugendphase (Olk 1985) und andererseits sogar von deren Ende gesprochen wird (Hurrelmann 1994, 2004).

In der psychologischen Sicht (z.B. Havighurst 1972, Oerter 1982) der Lösung von Entwicklungsaufgaben wird davon ausgegangen, dass der Erwerb von sozialen bzw. personalen Eigenschaften entscheidend ist. Merkens (1996) erweitert die Entwicklungsaufgaben um die Akzeptanz der eigenen körperlichen Erscheinung und um den Erwerb neuer sowie reiferer Beziehungen zu Altersgenossen beiderlei Geschlechts. Man ist erwachsen, weil man eine bestimmte Entwicklung in der Biographie durchlaufen hat, die zumindest in ihren formalen Anforderungen vorgegeben ist.

Die Kombination aus psychologischer und soziologischer Sichtweise erwartet, dass der Jugendliche sich individuiert und gleichzeitig in die Gesellschaft integriert (Hurrelmann 2004). Dies kann nur gelingen, da im Verständnis von Hurrelmann die Jugendlichen die Produzenten ihrer eigenen Entwicklung sind und so dynamische Beeinflussungsprozesse zwischen sich und der Umwelt herbeiführen. Der Autor möchte sich dieser kombinierten Sichtweise aus Transitions- und der Morationskonzeption anschließen. Dies verstärkt das an anderer Stelle beschriebene Konzept des „kompetenten Jugendlichen“.

Für das zu entwickelnde Konzept einer „Sexualaufklärung durch elektronische Medien“ erscheint die Besonderheit des Konfliktes der biologischen und sozialen Reife von großer Bedeutung. Die Diskrepanz zwischen biologischer und sozialer Reife stellt sich als ein exorbitantes Problem der Sexualaufklärung dar.

3.1.2 Die Jugendforschung

Jugendforschung gehört zu den Forschungsgebieten, die in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Veränderungen bei den heranwachsenden Generationen werden als Katalysator für gesellschaftliche Entwicklungen angesehen. Jugendstudien mit griffigen Trenddiagnosen und den entsprechenden Erklärungen finden Beachtung in den Medien.

Mansel/Griese/Scherr (2003) räumen allerdings sehr wohl ein, dass eine „um differenzierende theoretische Analysen bemühte Jugendforschung, die sich stärker an wissenschaftlichen als an publizistischen Qualitätskriterien orientiert, eher gering sei“.

Zwar sei die Jugendforschung als anwendungsorientierte Teildisziplin nicht prinzipiell strittig, so habe sie doch mit der innerwissenschaftlichen Reputation zu kämpfen. Sie erkenne keine theoretische Verankerung in den aktuell einflussreichen Theorien der Soziologie. Weder in Luhmans Theorie der funktionalen Differenzierung noch in Habermas Theorie des kommunikativen Handelns oder des rational choice findet sie eine entsprechende theoretische Fundierung.

Merkens verweist darauf, dass erst in den letzten Jahren Jugenduntersuchungen vorgelegt wurden sind, bei denen versucht wurde, den Wandel getrennt von den Reaktionen der Jugendlichen zu dokumentieren (Merkens 1996, Silbereisen 1996 und Zinnecker 1993). Damit nimmt der Wert solcher Untersuchungen seiner Meinung nach zu, da Prozesse des gesellschaftlichen Wandels und der Reaktion der Jugend auf diesen Wandel in den Blickpunkt geraten. Jugend ist als Forschungsgegenstand interessant, weil man davon ausgeht, dass sich Veränderungen schneller vollziehen als bei Menschen anderer Altersgruppen. Dabei haben sich sehr unterschiedliche Forschungstraditionen ergeben, was sich darin zeigt, dass es bereits Handbücher der Jugendforschung (Markefka, Nave-Herz 1989, Krüger 1993) gibt.

Sander/Vollbrecht (2000) differenzieren in ihrem Handbuch „Jugend im 20. Jahrhundert“ verschiedene Sichtweisen der Jugend erneut in die Teildisziplinen „Jugend der Pädagogik“, „Jugend der Soziologie“, „Jugend der Psychologie“ und „Jugend des Rechtes“. In der praktischen

Darstellung in den aktuellen Jugenddebatten vermischen sich diese Begrifflichkeiten sehr schnell und werden trennungsunscharf. Die Jugend- und Jugendkulturforschung hat es mit unterschiedlichen „Jugenden“ zu tun. Weder die gesellschaftstheoretische oder gesellschaftsdiagnostische Jugendforschung noch die sozialisationstheoretische, wie sie von Mansel und Hurrelmann vorliegt, kann sich dem Grundproblem verwehren, dass Jugendforschung im Grundsatz als veraltet angesehen wird, sobald die Ergebnisse veröffentlicht werden.

In beschreibenden Untersuchungen wie den Shell-Studien werden aus Theorien die weiter zu verfolgenden Fragen generiert. In Untersuchungen mit erklärendem Anspruch, werden die Modelle, mit deren Hilfe Ursachen und Wirkungen in einen Zusammenhang gebracht werden können, entwickelt. Wenn man einmal von biologistischen Theorien absieht, die in der Forschung heute keine Rolle mehr spielen, dann gibt es einerseits Theorien, mit denen versucht wird, sozial-strukturelle Gegebenheiten als Ursachen jugendlichen Verhaltens zu identifizieren. Andererseits gibt es Theorien, bei denen die Jugendlichen als Akteure gesehen werden, die in Interaktionen mit ihrer Umwelt ihre eigene Entwicklung mit beeinflussen.

Die Akteursperspektive ermöglicht es, den Eigenanteil an der Entwicklung Jugendlicher in Relation zu sozialen Ressourcen zu beschreiben, auf die die Jugendlichen zurückgreifen oder die sie aktivieren können. Entwicklungsprozesse, bei denen Akteure in Relation zu personalen und sozialen Ressourcen gebracht werden, können entweder auf der Basis des sozialökologischen Ansatzes erforscht werden (Bronfenbrenner 1981), oder auf Basis des medienökologischen Ansatzes, wie ihn Baacke (1986) vertritt (vgl. hierzu Kapitel 3.3).

Modernisierungstheoretische Konzepte werden von Melzer (1991) und Kötters (2000) vertreten, wobei die Entstrukturierungstheorie (Olk 1985) als eine Variante der Modernisierungstheorie angesehen wird.

Merkens verweist darauf, dass es bisher kaum Methoden gibt, um Prozesse des sozialen Wandels im Makrosystem in Beziehung zu Effekten auf der Mikroebene zu setzen. Es ist aus qualitativen Studien bekannt, wie Jugendliche soziale Räume nutzen, die ihnen zur Verfügung stehen oder wie sie sich Zutritt zu solchen Räumen verschaffen. In diesem Bereich gibt es sogar eine gewisse Forschungstradition. In quantitativen Untersuchungen hat man sich dagegen eher auf das Freizeitverhalten beschränkt, wenn Jugendliche untersucht worden sind. Es ist nicht danach gefragt worden, welche Räume die Jugendlichen besetzen und wie sie diese nutzen.

Mansel/Griese/Scherr (2003) beschreiben die eigentliche Problematik darin, dass im „Jugendproblem–Diskurs“ in der Regel eher gesamtgesellschaftliche Themen und Probleme behandelt werden (z.B. Drogenkonsum, Arbeitslosigkeit, Kriminalität).

Der jugendtheoretische Diskurs in Deutschland ist auf Grund seiner besonderen Ausgangslage und Entwicklung (Jugendbewegung, Reformpädagogik, 1933/1945, 1968 und 1989)

- stark interdisziplinär (Soziologie, Psychologie, Pädagogik) angelegt,
- von gesamtgesellschaftlichen Veränderungen und Ereignissen geprägt und
- genießt große öffentliche-politisch-mediale Aufmerksamkeit.

In der Literatur wird immer wieder von einem 12-Jahres-Rhythmus der Jugenddebatten gesprochen. Griese (2000) beschreibt in diesem Zusammenhang diesen Effekt der Periodisierung mit dem internationalen Blick auf die USA und auf England. Für Deutschland würden sich die Perioden wie folgt darstellen:

- Halbstarcken-Diskurs (Mitte der 50er-Jahre)
- Jugendrevolte der Studenten (1968)
- Jugendprotest im demokratischen Staat, (1982)
- die Jugend-, Gewalt- und Rechtsextremismus-Diskussion (Anfang der 90er-Jahre)

Glaubt man an diese Regelmäßigkeit, so müsste sich aktuell eine neue Diskussion zeigen, möglicherweise globalisiert und international.

Die These der Ausdifferenzierung von Jugendkulturen und Lebensstilen, die vielfach vertreten wird, zeigt auch in der vielfältigen Terminologie eine starke Diffusion und untermauert die Feststellung, dass es „die Jugend“ so nicht gibt.

Merkens (1996) beschreibt abschließend, dass Jugendforschung bisher die in sie gesetzten Erwartungen nur teilweise erfüllen konnte. Der überwiegende Teil der vorliegenden Arbeiten habe einen eher beschreibenden Charakter, obwohl gerne suggeriert wird, es würden Erklärungen für Verhaltensweisen und Einstellungen von Jugendlichen geliefert. Dieser Ansatz wird in der neueren Jugendforschung noch um das Bemühen erweitert, Jugendliche in Bezug auf ihre eigene Entwicklung als Akteure zu begreifen und nicht weiter davon auszugehen, dass sie verschiedenen Sozialisationsagenturen ausgeliefert sind. Für die Jugendforschung folge daraus ein anspruchsvolles Programm. Es muss nach unterschiedlichen Umwelten differenziert werden, in denen die Jugendlichen agieren und gleichzeitig muss versucht werden, mögliche Beziehungen zwischen den Umwelten in entsprechenden Modellen abzubilden. Dieses Programm ist bisher in der Jugendforschung nur in Ansätzen realisiert worden.

So ist eine implizite Annahme, die den meisten bisher vorgestellten Forschungskonzepten zu grunde liegt, die, dass es während der Jugendzeit gelingen muss, eine ausbalancierte Identität zu gewinnen. Jugend wird von den erwachsenen Beobachtern als eine Krisensituation begriffen. Dabei wird offensichtlich zwischen individuellen und gesellschaftlichen Krisen unterschieden. Am Ende der Jugendzeit aber wird erwartet, dass die Krisen bewältigt sind und es sowohl zu einem individuellen Ausgleich als auch zu einem Ausgleich der Jugendlichen mit den Erwachsenen gekommen ist. „Diese Sicht von Jugend wechselt mehrfach ihre Gestalt, differenziert sich zudem aus und grenzt sich immer diffuser vom Erwachsenen ab“ (Sander/Vollbrecht 2000).

Auch wenn wir zwischenzeitlich von „Jugenden“ bzw. einer starken Ausdifferenzierung in Cliques, Szenen und Lebensstilen reden, gilt grundsätzlich, dass der Alltag medialisiert und kommerzialisiert ist. Sander (2001) weist darauf hin, dass Medien neben der peer group zur mächtigsten Instanz geworden sind. Jugendliche lernen aus Medien fast mehr als über die Schule und das Elternhaus, sie verbringen einen Großteil ihrer Freizeit mit Medien und leben in einer umfassenden Kommerzialisierung, da viele Lebensbereiche der Jugendlichen ökonomisiert sind – sie sind eine vielumworbene Konsumentengruppe, ein Markt mit klarer Zielgruppe, allerdings je nach Szenenzugehörigkeit.

Mansel/Griese/Scherr (2003) verweisen auf die Grundprinzipien einer interdisziplinären Jugendtheorie, die von einer „bio-psycho-sozialen Einheit Mensch“ ausgehen und die besonders Aspekte wie Sexualität, Emotionalität und Körperlichkeit berücksichtigen.

Frohmann (2002) weist auf „die zweite-sozio-kulturelle Geburt“ hin, denn in einer zunehmend mediatisierten und virtuellen Umwelt erscheint der Körper als das einzig Reale. Der physische Körper wird im Jugendalter zum sozialen Körper. „Der Bedeutungsschwund traditioneller Sozialisationsinstanzen wird durch eine verstärkte Körperthematization und -inszenierung aufgefangen. Der verhüllte Körper der Jugendlichen wird zu einem sinnhaften Bezugspunkt in einer zunehmend pluralisierten und ausdifferenzierten Gesellschaft.“ Die aktuelle Jugendforschung versteht das Individuum nicht nur als Objekt von Sozialisation, sondern auch als Subjekt der Sozialisation, ein „aktiv die Realität verarbeitendes Subjekt“ (Hurrelmann 2004). Das Konzept der Selbstsozialisation wird vor allem von Zinnecker (2000) und Griese (2000) als Anleihe aus der Systemtheorie verwendet. Es beschreibt sehr deutlich, dass neben der „Fremdsozialisation“ durch pädagogische Institutionen den sozialen und kulturellen Ereignissen aus der eigenen Umwelt eine eigene Bedeutung zugewiesen wird. Die Entwick-

lung einer speziellen Handlungslogik im Umgang mit der eigenen sozialen Umwelt beinhaltet die Formulierung der eigenen Ziele für das Handeln.

Zinnecker erkennt allerdings auch zusätzliche neue Agenten der „Fremdsozialisation“, die zur Bedeutungserweiterung führen. Oberflächlich betrachtet sind dies die Gesetze des Marktes und des Konsums, die in einer globalen, mediatisierten Wirtschaftswelt als neue starke Komponenten gewertet werden müssen.

Für die späteren Ausführungen erscheint es wichtiger, inwieweit sich interaktive elektronische Angebote als Ort der Sekundärsozialisation herausbilden und welche Chancen in einem solchen Kontext für die Interkulturelle Sexualaufklärung bestehen.

Jugend ist nichts Naturegebenes, sondern historisch Relatives und gesellschaftlich Bedingtes und Konstruiertes. Der Diskurs über die Jugend hat nach Sander/Vollbrecht (2000) oftmals „konstruktiv-virtuellen Charakter“ und wird erst durch die wissenschaftliche Typisierung zum medialen Konstrukt und kann damit Gegenstand der Jugendforschung sein.

Jugendforschung hat seit drei Jahrzehnten eine stark pädagogisch ausgerichtete Perspektive. Ein Ergebnis dieser Perspektive ist die Thematisierung einer Jugend, die es schwer hat und die Schwierigkeiten macht.

Idealtypisch lassen sich eher psychologisch und biologisch an Reifungsthemen und Entwicklungsaufgaben orientierte Richtungen feststellen. Daneben existiert eine soziologisch eher historisch gesellschaftlich orientierte, sowie auf Probleme und Risiken fokussierte pädagogisch bzw. praxisorientierte und normative Jugend-Sozialisations-Forschung.

Die wichtigsten Linien sind im Modell von Hurrelmann (2004) das „produktive realitätsverarbeitende Subjekt“ sowie von verschiedenen Autoren in Merckens/Zinnecker (2001) erstem Jahrbuch der Jugendforschung beschrieben („Organisatoren der eigenen Entwicklung“, „Akteure ihrer selbst“). Desweiteren dokumentieren Publikationen, die Jugend als Ergebnis von gesellschaftlichen und pädagogischen Konstruktionsprozessen verstehen, die aktive Komponente (vgl. Hafenecker 1995).

3.1.3 Ergebnisse der Shell-Jugendstudie 2006

In der 15. Shell-Jugendstudie (2006) wird ein Bild einer Jugend gezeichnet, bei der sich keine eindeutigen Wertorientierungen mehr ausmachen lassen. Die Jugendlichen richten sich weder

nach den so genannten "traditionellen" Werten wie Treue, Pflichtgefühl etc., noch haben sie "modernere" Werte umfassend an deren Stelle gesetzt, die vermeintlich eine individuelle Selbstverwirklichung besser zu stützen in der Lage sind als die Wertorientierungen älterer Generationen. Vielmehr mixen sich die Jugendlichen einen "Wertecocktail" aus unterschiedlichen Werten, welche am besten zu ihren individuellen Plänen zur Lebensgestaltung zu passen scheinen. Diese Einstellung der Jugend geht auf einen grundlegenden Wertewandel hin zu einer neuen pragmatischen Haltung zurück. Die Jugendlichen orientieren sich an konkreten und praktischen Problemen, die für sie mit persönlichen Chancen verbunden sind. Dieser grundlegende Trend, der sich bereits in den 90er-Jahren mehrfach angedeutet hatte, wird in den Shell Jugendstudien 2002 und 2006 eindrucksvoll aufgezeigt:

Obwohl die Zuversicht der Jugendlichen wieder leicht rückgängig ist, haben immerhin noch 50% der Jugendlichen (56% in 2002) eine zuversichtliche Vorstellung von der eigenen Zukunft. Besorgt sind die Jugendlichen zu 69% (55% in 2002) darüber, ihren Arbeitsplatz zu verlieren bzw. keine adäquate Beschäftigung finden zu können. Von zentraler Bedeutung für die Lebensumstände, die aktuellen Ansichten sowie die späteren gesellschaftlichen Chancen ist das Bildungsniveau. Etwa die Hälfte der Schülerinnen und Schüler strebt heute das Abitur oder eine fachgebundene Hochschulreife an. Auffällig ist, dass inzwischen mehr Mädchen als Jungen eine höhere Bildung erreichen wollen. Die Mädchen haben zumindest im Bereich der Schulbildung die Jungen inzwischen sogar überholt. Deutlich benachteiligt sind hingegen Jugendliche, die ein geringeres Bildungsniveau aufweisen. Sie haben schlechtere Chancen sich ihre beruflichen Wünsche zu erfüllen und sind auch mit ihrer gegenwärtigen Lebenssituation weniger zufrieden.

Die Shell Jugendstudie zeigt, dass das Bildungsniveau in Deutschland nach wie vor in hohem Maße „vererbt“ wird. Während drei Viertel der Schülerinnen und Schüler, deren Väter das Abitur besitzen, ebenfalls das Abitur oder eine fachgebundene Hochschulreife anstreben, gilt dies mit einem Viertel nur für eine Minderheit der Schülerinnen und Schüler aus Familien mit Volksschul- oder einfachem Hauptschulabschluss.

Cliquen sind auch heute für die Jugendlichen wichtig, gut 70% sind entsprechend eingebunden. Die Gleichaltrigen sind zu „Miterziehern“ der Jugendlichen geworden und über sie läuft der überwiegende Kontakt zur Medienwelt.

Die Jugendlichen räumen jedoch gleichzeitig der Familie einen hohen Stellenwert ein. 76% der weiblichen und 69% der männlichen Jugendlichen meinen, dass man eine Familie zum „Glücklich sein“ braucht. „Karriere machen“ und Familie sind zwei zentrale Zielvorstellungen für die Lebensführung.

Die Shell Jugendstudie untersuchte ausführlich die Wertorientierungen der Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren. Besondere Aufmerksamkeit legte sie auf den längerfristigen Trend der Werte und der Mentalität der Jugend über eine Spanne von knapp 15 Jahren. Im Unterschied zu den 80er-Jahren nehmen Jugendliche heute eine stärker pragmatische Haltung ein. Sie wollen konkrete und praktische Probleme in Angriff nehmen, die aus ihrer Sicht mit persönlichen Chancen verbunden sind. Übergreifende Ziele der Gesellschaftsreform oder die Ökologie stehen hingegen nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der meisten Jugendlichen. Den Jugendlichen sind im Laufe der 90er-Jahre Leistung, Sicherheit und Macht wichtiger geworden. Jugendliche sind heute hohen Leistungsanforderungen und gleichzeitig erhöhten Risiken ausgesetzt, sie überprüfen ihre soziale Umwelt mit dem Ziel, Chancen zu ergreifen und Risiken zu minimieren. Mit der neuen pragmatischen Haltung einher geht auch ein ausgeprägt positives Denken. Obwohl die Jugendlichen die Gesellschaft von vielen Problemen belastet sehen, entwickeln sie eine positive persönliche Perspektive. Der ideologisch unterfütterte Pessimismus früherer Generationen, der besonders von den Studenten und Abiturienten kultiviert wurde, ist vorbei. Diese Einstellung passt nicht mehr zu dem unideologischen und leistungsorientierten Habitus dieser neuen Generation.

Der Wertewandel in der Jugend wird besonders deutlich von den weiblichen Jugendlichen getragen. Mädchen und junge Frauen sind ehrgeiziger, aber auch sicherheitsbewusster geworden. "Karriere machen", "sich selbständig machen" und "Verantwortung übernehmen" ist für sie genauso "in" wie für männliche Jugendliche und ihre persönliche Zukunft sehen sie ebenso positiv wie diese. Allerdings haben Mädchen und junge Frauen weibliche Besonderheiten bewahrt. Sie sind nach wie vor emotionaler, toleranter, umweltbewusster und sozial hilfsbereiter als Jungen und junge Männer. Ihr Verhältnis zur Technik ist immer noch zurückhaltender, "Treue", "Heiraten" und "Bioläden" sind für sie mehr "in" als für männliche Jugendliche. Einer großen Mehrheit der Jugend ist nicht verständlich, warum man sich zum Zwecke des Erfolges in einer Leistungsgesellschaft nicht an solchen Prinzipien orientieren soll, wenn man sich damit die Grundlage für ein interessantes, erlebnisreiches und sinnvolles Leben schaffen kann.

Die Shell-Jugendstudie unterteilt die Jugend in Gewinner und Verlierer ein:

- selbstbewusste Macher und pragmatische Idealisten
- robuste Materialisten und zögerliche Unauffällige

Während Macher und Idealisten auf der Gewinnerseite der gesellschaftlichen Entwicklung stehen, finden sich in den Gruppen der robusten Materialisten und der zögerlichen Unauffälligen viele potenzielle Verlierer. Jugendliche mit diesen Werthaltungen sehen verstärkt skeptisch in ihre persönliche Zukunft. Sie kommen mit den Leistungsanforderungen in Schule und Ausbildung weniger zurecht als pragmatische Idealisten und selbstbewusste Macher, deren Benefit der fordernde und fördernde Erziehungsstil im Elternhaus ist. Ihnen steht mit den "pragmatischen Idealisten" eine zweite aktive und optimistische Gruppe zur Seite, die bevorzugt aus den bildungsbürgerlichen Schichten stammt und zu 60% weiblich ist. Mit den Gruppen der "selbstbewussten Macher" und der "pragmatischen Idealisten", die jeweils ein Viertel der Jugend in Deutschland ausmachen, stehen sich die Leistungs- und die Engagementelite der Jugend gegenüber. Die restlichen zwei Viertel gehören dann offensichtlich zu den „Losemännern“. Diese besonderen Aspekte werden im Kapitel „digital divide“ besonders beleuchtet.

Weitere Aspekte, die die Jugendstudie 2006 betrachtet:

- Gefragt nach den wichtigsten gesellschaftlichen Zukunftsaufgaben, nennen Jugendliche die Bereiche Arbeitsmarkt, Kinder und Familie sowie Bildung.
- Jugendliche sind nach wie vor eine tolerante Bevölkerungsgruppe. Rund die Hälfte hätte nichts gegen die in der Shell Jugendstudie genannten, oftmals stigmatisierten Bevölkerungsgruppen als Nachbarn einzuwenden. 30% der Jugendlichen hat allerdings entsprechende Vorbehalte gegenüber Aussiedlerfamilien (25% in 2002), 19% gegenüber (deutschen) Familien mit vielen Kindern, 16% gegenüber einem homosexuellen Paar und 15% einer Familie, die auf Sozialhilfe angewiesen ist. Hinsichtlich des weiteren Zuzugs von Migranten haben allerdings mit 58% deutlich mehr Jugendliche (46% in 2002) eine ablehnende Haltung. Alles in allem sind die Vorbehalte in den neuen Bundesländern höher ausgeprägt. Auffällig ist darüber hinaus wieder der Einfluss des Bildungsniveaus: je höher die Bildung, desto geringer die Vorbehalte gegenüber bestimmten Gruppen.
- Die Jugendlichen besitzen ein positiveres Bild von der älteren Generation als noch in 2002. Insgesamt haben sie ein gutes Verhältnis zu den eigenen Eltern.
- Den Prozess der Globalisierung beurteilen zunehmend mehr Jugendliche mit einem besorgten Unterton, obwohl angeblich 24% der Jugendlichen noch nichts davon gehört haben. Dabei hat die Globalisierung die Jugend längst in Form von Migration und medialer Berichterstattung eingeholt.
- Jugendliche haben unterschiedliche religiöse Konstellationen, die sich in „Religion light“ im Westen, Religionsferne im Osten und in „echte“ Religiosität bei Migranten einteilen lassen. In den religionsfernen Gruppen bekommt zunehmend die Familie sowie der Freundeskreis die stützende Funktion, die vorher Kirche und Religion innehatten.

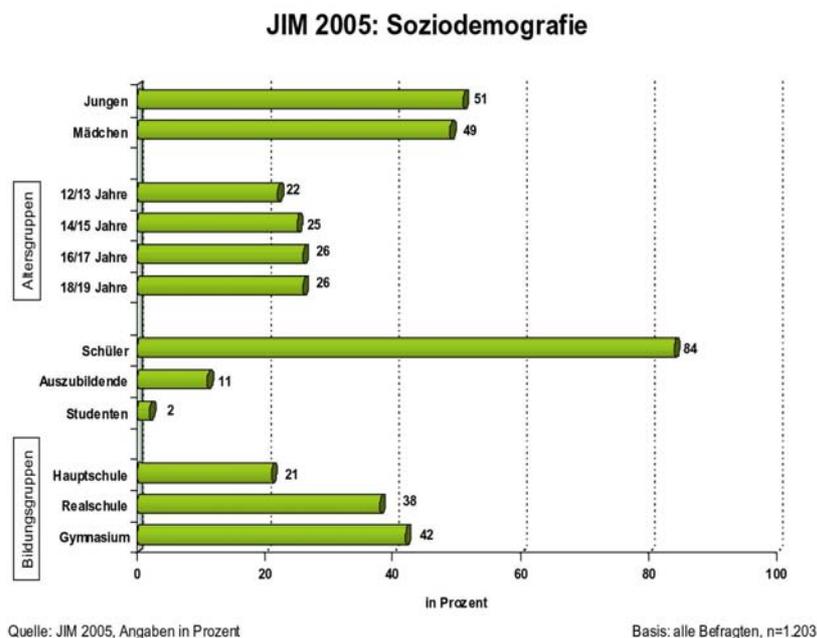
3.1.4 Internetnutzung von Jugendlichen

Heutige Jugendliche leben in einer von Medien bestimmten Freizeitwelt. Bei den meisten Jugendlichen der Zielgruppe – Alter zwölf bis fünfzehn Jahre – sind Medien fest in den Alltag integriert. Die inszenierte künstliche Welt der Medien übt eine große Faszination auf sie aus.

Nach wie vor wird die Liste der Medientätigkeiten vom Fernsehen angeführt. Bei den bis 13-jährigen Jugendlichen nimmt das Fernsehen die am häufigsten ausgeübte Freizeitaktivität ein und liefert dementsprechend viel Gesprächsstoff. Auch unter Genderaspekten gibt es hier kaum Unterschiede. (vgl. KIM- und JIM-Studie 2005 – Basisuntersuchungen zum Medienumgang).

Seit 1997 wird in regelmäßigen Abständen das Medienverhalten und der Medienbesitz von Jugendlichen in Deutschland untersucht. In der folgenden Abbildung 3.1 ist die Soziodemografie der Befragten der JIM-Studie dargestellt.

Abbildung 3.1: Soziodemografie

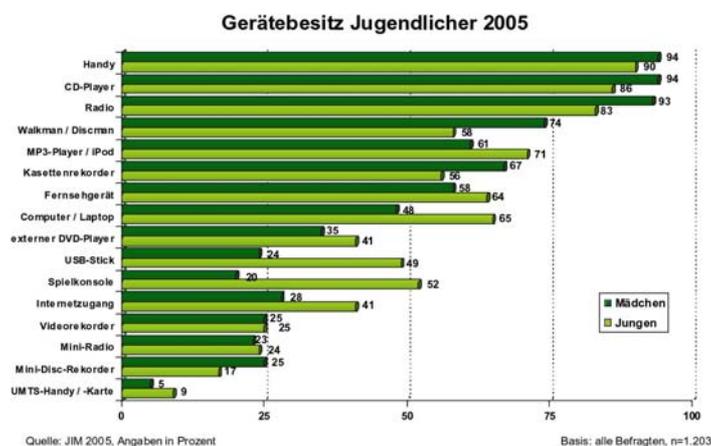


Quelle: JIM 2005

Einige wichtige Ergebnisse aus der JIM-Jugendstudie 2005, die für das Forschungsvorhaben und vor allem für die Begründung der abschließenden Konzeption Relevanz haben.

Die (eigene) Medienwelt von Jungen und Mädchen unterscheidet sich nur in einigen speziellen Hinsichten. Abbildung 3.2 zeigt den Gerätebesitz Jugendlicher nach Geschlecht. Computer, Internet oder Computerzubehör wie USB-Stick oder Spielkonsole befinden sich bei männlichen Jugendlichen fast doppelt so häufig im eigenen Besitz als dies bei Mädchen der Fall ist. Auch der eigene Fernseher, DVD- und MP3-Player sind bei Jungen weiter verbreitet. Mädchen und junge Frauen liegen bei Handy, CD-Player, Radio, Kassettenrekorder und Walk-, Discman vorne – sie haben die älteren auditiven Technologien noch nicht so stark durch digitale Abspielgeräte ersetzt wie die Jungen.

Abbildung 3.2: Gerätebesitz Jugendlicher

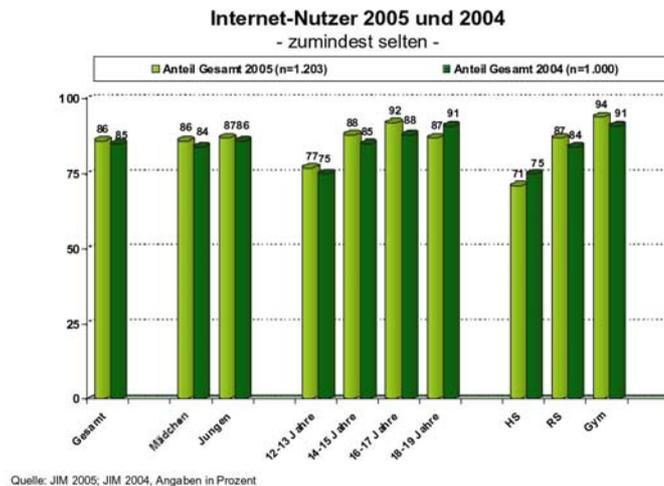


Quelle: JIM 2005

Weitere Ergebnisse der Studie waren (mpfs 2005): Der persönliche Medienbesitz nimmt insgesamt mit dem Alter der Jugendlichen zu. Ein eigenes Fernsehgerät haben 53 Prozent der 12- bis 13-Jährigen und 62 Prozent der 18- bis 19-Jährigen. Der Besitz eines eigenen Computers ist bei den 16- bis 17-Jährigen mit 64% am stärksten ausgeprägt (12-13 Jahre: 47 %, 14-15 Jahre: 59 %, 18-19 Jahre: 55 %). Deutliche Sprünge gibt es auch beim persönlichen Internetzugang (12-13 Jahre: 19 %, 14-15 Jahre: 33 %, 16-17 Jahre: 42 %, 18-19 Jahre: 42 %). Die bildungsspezifische Betrachtung zeigt die deutlichsten Unterschiede beim Fernseher (Hauptschüler: 68 %, Gymnasiasten: 56 %), beim Computer (Hauptschüler: 43 %, Gymnasiasten: 62 %), beim Internetzugang (Hauptschüler: 22 %, Gymnasiasten: 43 %) und bei Spielkonsolen (Hauptschüler: 45 %, Gymnasiasten: 27 %). Abbildung 3.3 zeigt die Internetnutzung 2004 und 2005 insgesamt, nach Alter, Geschlecht und Schulbildung. 2005 sind 86 Prozent der 12- bis 19-Jährigen mit dem Onlinemedium vertraut. Bei den Realschülern und den Gymnasiasten

verzeichnet die aktuelle JIM-Studie für die Gruppe der Internet-Nutzer einen Anstieg um drei Prozentpunkte. Bei den Hauptschülern wird dagegen ein Rückgang um vier Prozentpunkte festgestellt. Die digitale Schere scheint sich auszuweiten.

Abbildung 3.3: Internet-Nutzer 2005 und 2004



Quelle: JIM 2005

70 Prozent der Jugendlichen gaben an, täglich oder mehrmals pro Woche online zu sein (2004: 58 %, 2003: 66 %, 2002: 63 %), weitere 18 Prozent nutzen das Internet etwa einmal pro Woche. Elf Prozent zählen zu den selteneren Nutzern, die höchstens einmal pro Monat surfen. Bemerkenswert ist das Ergebnis, dass die Häufigkeit der Nutzung mit dem Alter zusammenhängt, es sind eher die Jüngeren – und nicht das Geschlecht oder die Schulbildung, die das Internet zum Medium ihrer Wahl machen. Die Autoren der JIM-Studie kommen zum Ergebnis, dass wenn Hauptschülerinnen und -schüler erst einmal Zugang zum Internet haben, sie sich nicht mehr hinsichtlich der Nutzungshäufigkeit von Jugendlichen unterscheiden, die die Realschule oder das Gymnasium besuchen bzw. besucht haben.

Das Internet entwickelt sich hinsichtlich seiner Nutzungsmöglichkeiten kontinuierlich weiter – die Bereiche Kommunikation, Information, Spiel und virtuelles Kaufhaus wurden dabei zum Zeitpunkt der Untersuchung um Schlagworte wie Weblog (öffentliches Tagebuch) oder Podcasting ergänzt. Doch wie die Liste unterschiedlichster Nutzungsmöglichkeiten zeigt, ist das Internet für Jugendliche nach wie vor in erster Linie ein Kommunikationsmedium (vgl. Abbildung 3.4).

Abbildung 3.4: Themenkompetenz verschiedener Medien

Themenkompetenz verschiedener Medien

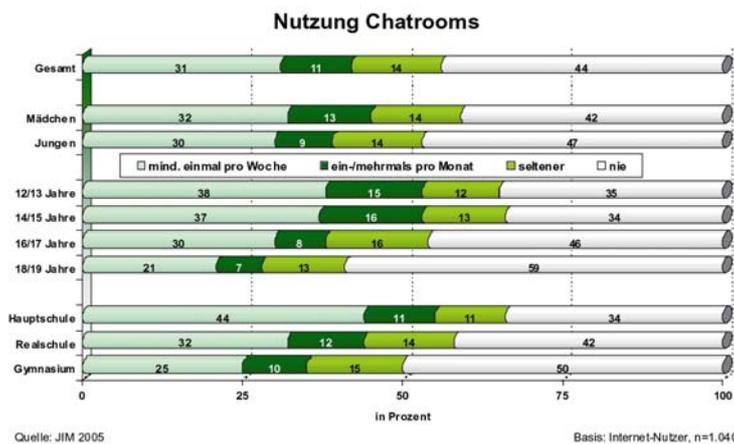
Themeninteresse (Auswahl) (1=sehr interessiert, 6=gar nicht interessiert)	Top Box (Werte 1+2)	Wichtigstes Informationsmedium					
		TV	Radio	Internet	Tageszeitung	Zeitschrift	Bücher
Liebe, Freundschaft	87	9	2	22	3	32	10
Musik	86	23	14	42	3	14	1
Ausbildung und Beruf	77	5	1	55	13	12	6
Sport	72	32	2	23	19	18	3
Aktuelles/Was so in der Welt passiert	62	39	3	22	31	5	0
Internet	61	7	1	61	4	18	5
Musik-Stars und Bands	59	28	8	33	4	25	1
PC und alles, was damit zu tun hat	58	8	1	45	3	32	6
Mode, Kleidung	57	16	1	17	3	55	1
Kino und Filme	53	21	2	38	16	20	0
Gesundheit und Medizin	50	14	2	29	10	20	17
Schule	50	2	2	64	5	4	16
Umwelt bzw. Umweltschutz	40	19	3	31	22	13	9
Film- und Fernseh-Stars	37	39	2	30	5	22	1
Computerspiele	34	6	0	50	4	31	1
Politik (Bund)	21	34	2	17	39	4	2
Kunst und Kultur	21	12	1	27	17	14	22
Wirtschaft	19	22	1	25	35	10	3
Politik (Region)	18	13	3	15	59	6	1

Quelle: JIM 2005, Angaben in Prozent

Quelle: JIM 2005

Die Kategorie Liebe und Freundschaft ist für die Jugendlichen von sehr großer Bedeutung. Neben der konventionellen Jugendzeitschrift hat das Internet eine bedeutende Stellung eingenommen.

Abbildung 3.5: Nutzung Chatrooms



Quelle: JIM 2005

Bei Betrachtung der Nutzung von Chatrooms Jugendlicher nach soziodemografischen Kriterien (vgl. Abbildung 3.5) zeigt sich, dass Jugendliche mit geringer formaler Bildung besonders durch eine überdurchschnittliche Nutzung von Chatrooms auffallen, die anderen Kom-

munikationsformen werden dagegen unterdurchschnittlich genutzt. Hinsichtlich der Informationssuche zeigen sich kaum noch Unterschiede, aber Hauptschüler setzen das Netz weniger oft für Schule und Beruf ein. In der Untersuchung auf www.loveline.de konnte diese Unterschiede nicht bestätigt werden (vgl. S.127) obwohl in der Tendenz gerade das Chatangebot als verbesserungsfähig angesehen wurde. In der Wichtigkeit des Angebotes wurde es alters- und kulturübergreifend gleichwertig niedrig angesehen.

3.2 Das Internet als Informations- und Beratungsangebot für Jugendliche

Die bisherigen Ausführungen haben deutlich gemacht, dass das Internet für den Forschungsgegenstand und die Forschungsmethode das Mittel der Wahl ist. Die Zahlen der JIM-Studie (vgl. hierzu Kapitel 3.1) haben belegt, dass die gewünschte Zielgruppe der Jugendlichen technisch nunmehr nahezu vollzählig über dieses Medium erreicht wird. Für die zu entwickelnde Konzeption erscheint es nun wichtig aufzuzeigen, welche Funktionen das Internet für Jugendliche hat (vgl. hierzu Kapitel 3.2) und in welcher Weise das Internet die Sexualität von Jugendlichen beeinflusst (vgl. hierzu Kapitel.3.3).

3.2.1 digital divide - digital inequality

Die bisher zu erkennenden Forschungen beschäftigen sich in der Mehrzahl mit den technischen Zugangsmöglichkeiten und nicht mit den qualitativen Merkmalen. Ein wichtiger Aspekt bezieht sich auf die Möglichkeiten des „gender-switching“ im virtuellen Raum und die Auswirkungen auf das reale Leben. Für die Internetnutzung erscheint die Prozessperspektive sowie die informelle Aneignung von Kompetenzen als besonders bedeutsam. Grundsätzlich müssen die vielfältigen Nutzungsweisen von Jugendlichen anerkannt werden, die sich an den unterschiedlichen Interessen der Jugendlichen orientieren sollten. Qualitative Ansätze orientieren sich an der Informationssuche und dem Kommunikationsbedürfnis der Jugendlichen.

Kubicek (2006) weist im Rahmen der Aktion „Digitale Chancen“ darauf hin, dass Jugendliche oftmals ohne eine Zukunfts- und Zielorientierung und sehr stark gegenwarts- statt zukunftsorientiert sind. Die Nutzung des Internets für Jugendliche wird als zweckfrei und prozess- statt ergebnisorientiert geschildert. Die Onlineangebote werden in erster Linie zum spielen, downloaden und chatten benutzt.

Kutscher (2006) beantwortet die Frage nach dem „Wie nutzen Jugendliche das Internet“ speziell für die Zielgruppe der „undersurfed“ mit einem Nutzungsverhalten, das sie die „Instantnutzung“ nennt. Für die Jugendlichen scheinen die Situationen in Angleichung an das reale

Leben sowie der lokale Bezug von besonderer Bedeutung zu sein. Die „commonality“ beschreibt die Wichtigkeit des sozialen Umfeldes und die „infrastructure“ den Raum, in dem und mit wem die Jugendlichen kommunizieren.

Nachdem das Internet 1992 durch die Einführung des „world wide web“ popularisiert wurde, und man in der Einführung der neuen Onlinetechnik wesentliche Fortschritte in der Demokratisierung der Welt zu erkennen meinte, beschäftigte sich die Forschung zu Beginn des neuen Jahrtausends mehr mit den Differenzen im Zugang und mit den Unterschieden in der Nutzung vor dem jeweiligen soziodemographischen Hintergrund.

Für die zu entwickelnde Konzeption stellt sich die Frage einerseits nach der Wirkungsweise der informellen Bildung, andererseits inwieweit ein elektronisches Medium die Primärsozialisation durch Familie ergänzen bzw. durch substitutionelle Faktoren die „real-life“ Bedingungen des Phänomens der „sozialen Vererbung“ durch die CvK-Technik des Internets beeinflussen kann.

Das Kompetenzzentrum Informelle Bildung (KIB) der Universität Bielefeld beschreibt die Forschungslandschaft und die damit einhergehende Diskussion wie folgt:

Während in der öffentlichen Diskussion bisher vor allem technische Ausstattung als „Garant“ für die Teilhabe in der Informations- und Wissensgesellschaft gilt, zeigen aktuelle Studien zunehmend, dass über die Analyse des Zugangs alleine nur eingeschränkt Rückschlüsse auf die tatsächliche Nutzung möglich sind. Daher ist jedwede Verengung dieser Debatte auf die Frage der Verfügbarkeit von PCs und Internetanschlüssen kritisch zu betrachten (vgl. Oy 2001, 93, Mossberger/Tolbert/Stansbury 2003, Ziegler 2003, Rifkin 2002).

Bisher liegen jedoch noch relativ wenige Studien mit weiterführenden Daten zu dieser Frage vor. Nutzungsdifferenzen in Hinblick auf „Wer nutzt das Internet wie?“, „Wo liegen Probleme?“, „Welche Einschränkungen oder differenzierte Anforderungen gelten für verschiedene Zielgruppen?“ und Aneignungsstrukturen z.B. „Wie erschließen sich unterschiedlichen Gruppen Informationen, Wissen, Kommunikations- und Bildungsmöglichkeiten?“ und die Grundfrage nach den Bedingungen für deren informelle Aneignung sind noch weitestgehend uner-schlossen.

Zum Begriff des „digital divide“ liegen umfangreiche Untersuchungen vor (vgl. bspw. Norris 2001, Wilhelm 2000, Bimber 2000, Bolt/Crawford 2000, Bucy 2000, Kubicek 2002, Wel-

ling/Kubicek 2000, Lenhart 2000 und 2003, Wresch 1996, Groebel et al. 2003, Chen/Wellman 2003, Warschauer 2002).

Mit dem Begriff von „digital inequality“ wie er von Hargittai/DiMaggio 2001 und Mossberger/Tolbert/Stansbury 2003 erstmalig verwendet wird, werden die Differenzen in den Online-Nutzungsweisen von Jugendlichen vor ihrem jeweils unterschiedlichen soziodemographischen Hintergrund beschrieben.

Entscheidend für die Interpretation der Ergebnisse in Kapitel 5 ist die Fragestellung, inwieweit das Internet als informeller Raum eine ergänzende Funktion zur Primärsozialisation durch institutionelle Strukturen haben kann.

Niesyto (2004) hinterfragt die gängigen Vorstellungen von Übersichtlichkeit und Strukturierung, von Seitenaufbau und Navigationswegen vor dem Hintergrund der bildungsbezogenen Differenzierung.

Es entstanden vielerorts Demokratisierungshoffnungen, die als Merkmal des neuen Mediums angesehen wurden. Iske (2006) fragt nach der aktuellen Bedeutung des Bildungsbegriffes. Den „Nutzungsraum“ Internet verstehen lernen, ihn als Ort der Kompetenzentwicklung sehen. Das Grundprinzip des informellen Lernens im Internet bedeutet gleichzeitig die Reproduktion der sozialen Ungleichheit. Die digitale Ungleichheit müssen seiner Meinung nach als soziales Problem verstanden werden. Die digitale Spaltung ist kein technisches Problem, sondern ein gesellschaftliches. Sie spiegelt die Machtverhältnisse der Gesellschaft wider. Besonders wichtig erscheint es, ein neues Verständnis zum Zugang aufzeigen – den Nutzen deutlich herauszustellen. Die „Digitalen Chancen“ sind auf die Qualität ausgelegt, d.h. Onlineangebote qualitativ zu verbessern. Besonders wichtig sind die Aspekte „capital enhancing“ (Kapitalerweiterung) und „recreational“ (Erholungswert). Ergänzt werden diese Anliegen durch die Hinweise auf die Funktion der „Lurker“, die mehr durch die informellen, beobachtenden Funktionen des Internets und damit eher aus dem aktiven Konsumieren und nicht durch aktives Produzieren Nutzen für sich ziehen.

3.2.2 Informelle Bildung

Betrachtet man die Ausführungen zur Begrifflichkeit der „Informellen Bildung“, so ist eine Operationalisierung des Bildungsbegriffes notwendig.

Für den virtuellen Raum wird in diesem Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit Information und Wissen sowie der Aneignung von technischer, kommunikativer und reflexiver Kompetenzen argumentiert, d.h. die Auseinandersetzung mit Informationen, Strukturen und Personen. Meder (2002) unterscheidet zwischen „informellem Lernen“ und „informeller Bildung“. Auf der strukturellen Ebene werden mit Bildung Prozesse verstanden, bei denen das Individuum ein Verhältnis zu sich selbst, den Dingen der Welt und zur Gesellschaft ausbildet.

In diesem Zusammenhang ist die Veränderung der Nutzungsweisen und -differenzen von Jugendlichen zu betrachten, wobei der Blickwinkel um die Funktion der Emotionen erweitert wird.

Otto/Kutscher (2004): „Bei der Onlinenutzung setzen sich Jugendliche mit Informationen und Wissen auseinander, eignen sich verschiedene Formen technischer, kommunikativer und reflexiver Kompetenz an und praktizieren in der sozialen und kommunikativen Interaktion die Auseinandersetzung mit Informationen, Strukturen und Personen. Auf diese Weise finden im virtuellen Raum durch die Aneignung von Inhalten, Strukturen und Handlungskompetenzen Prozesse der informellen Bildung statt.“ Sie verweisen darauf, dass die Grundfrage nach den Bedingungen für die Aneignung von Wissen und Information bisher noch wenig erforscht wurde. „Verfügungswissen ist ein Wissen um Ursachen, Wirkungen und Mittel; es ist das Wissen, das Wissenschaft und Technik unter gegebenen Zwecken zur Verfügung stellen. Orientierungswissen ist ein Wissen um gerechtfertigte Zwecke und Ziele“ (Mittelstraß 2004). Moderne Gesellschaften übernehmen oftmals das Verfügungswissen und vernachlässigen die Ausbildung von Orientierungswissen. Über das Verfügungswissen eignet sich der Mensch die Welt an, über das Orientierungswissen reflektiert er sie. In der modernen Informationsgesellschaft ist das Verfügungswissen überflüssig geworden – man „googelt“ sich die Information, der Fokus liegt auf dem Orientierungswissen.

Wenn nun das Wissen eine orientierende Funktion hat und dies gleichbedeutend mit der bildenden Funktion ist, dann hat dies nach Mittelstraß (Marotzki 2004) eindeutige Auswirkungen: „Je reicher wir an Informationen und Wissen sind, desto ärmer scheinen wir an Orientierungskompetenz zu werden. Für diesen Begriff stand einmal der Begriff der Bildung“. Wenn der Bildungsbegriff nur die Orientierung einschließt, dann greift dies für die hier zu entwickelnde Konzeption zu kurz. Für die weiteren Ausführungen wird eine Ausdifferenzierung des Begriffes der „Informellen Bildung“ notwendig sein. Zum jetzigen Zeitpunkt sind dem

Autor bisher weder Theorien noch Forschungsergebnisse bekannt, die für das zu entwickelnde Konzept der „Sexualaufklärung durch elektronische Medien“ hilfreich wären.

3.2.3 Qualitative Chancen der Internetnutzung

Nachdem nun auf die Jugend und ihre technischen Zugangsmöglichkeiten zu den digitalen Medien eingegangen wurde, muss nunmehr der Blick auf die qualitativen Aspekte gerichtet werden. Marotzki (2006) warnt vor der Inszenierung von digitalen Spezialisten - die eigentlichen Bemühungen in der Medienbildung sollten auf die Qualität von Orientierungssystemen abzielen. Das Internet mit seiner scheinbar unüberschaubaren Informationsflut fordert geradezu eine neue Operationalisierung des Begriffes der „Medienbildung“. Das eigentliche Wesensmerkmal des Internets war die Delokalisierung, die „Aufhebung des Raum-Zeit-Arrangementes“. Erstmals war einerseits die Grundforderung der Brecht'schen Radiotheorie und andererseits Baacke's komplexe Definition der „Kommunikativen Kompetenz“ durch die einfache Formel „Gestaltung durch Nutzung“ umgesetzt. Es gelang die Verbindung der Begriffe Konsumtion und Produktion, der aktive Prosument war grundsätzlich möglich. Unterschiedliche Autoren sprechen zwischenzeitlich vom Zustand der „Glokalität“ (Mikos, Röhl, Volkmer, 2006, unveröffentlichtes Manuskript). Dieser Begriff wird aufgenommen und als eine erweiterte Form der Delokalisierung benutzt. Nicht die Globalisierung hebt die kulturellen Grenzen auf, sondern die Glokalität sowie der mediale Cyberspace wirken sich zusätzlich auf die Identitätsbildung aus. Röhl (2004) spricht in seinem Konzept „Pädagogik der Navigation“ vom „dynamisch Fraktalen“ und vom „vir-Realen“ und plädiert für die Neuorientierung in Hinsicht auf die Qualität von Internetnutzung.

Herring (2006) begründet, warum Jugendliche nicht im Netz sind folgendermaßen:

- not interested (nicht interessiert)
- too busy (keine Zeit)
- no access (keine technischen Möglichkeiten)
- too frustrating (zu frustrierend)

Weiter beschreibt sie eindeutige Unterschiede aus Gendersicht. Die Mädchen nutzen den kommunikativen Aspekt mehr, die Jungen spielen häufiger. Grundsätzlich erkennt sie die Entstehung einer eigenen Online-Sprache sowie neuer Technologien wie z.B. boards, blogs, wikis. Für die USA sieht sie eine Kluft zwischen der Nutzung in der Schule und außerhalb der Schule, die von Buckingham für Großbritannien bestätigt wird.

Die Zwischenergebnisse, die mit Blick auf die USA und Großbritannien gezogen werden, können auch für Deutschland so übernommen werden:

Grundsätzlich wird die Onlinenutzung als „cultural capital“ verstanden, bei der der Grundsatz des „learning from popular culture“ beachtet werden muss. Ausgangssituation der „digital media literacy“ sind die „basic skills and safety“.

Um sich solchen Anforderungen an Qualität zu nähern, soll zuerst die von Koring (2001) vorgenommene Unterscheidung in verschiedene Argumentationsstränge dargestellt werden:

1. Das Medienargument: Die Medien verändern generell den Wirklichkeitszugang der Kinder und Jugendlichen, Eigentätigkeit geht generell zu Gunsten von rezeptivem Verhalten zurück, Handlungsfolgen werden in geringerem Umfang spürbar.
2. Komplexitäts- und Krisenargument: Die Detraditionalisierung erhöht den Entscheidungsdruck auf den einzelnen und erfordert „Ersatzkulturen“ oder latente und manifeste Beratungsdienstleistungen.
3. Das Technologieargument: Arbeitsplatzgefährdung, Wissensentwertung, Umweltzerstörung. Intransparente Lebensrisiken und Machbarkeitsideologien lassen den Sinn von Technologien fraglich werden.
4. Zukunftsargument: die Erwartbarkeit der Zukunft hat in den letzten Jahren abgenommen. Der Ursprung ist das zunehmende Tempo der gesellschaftlichen und technologischen Entwicklung. Die Nichtvorhersehbarkeit und Nichtplanbarkeit der eigenen Biographie, die Gleichzeitigkeit von Widersprüchlichkeiten in Kulturen und Lebenswelten sowie Lebensstilen bzw. die Intransparenz der Entwicklung, sind Gefährdungspotenziale.

Überspitzt man die Darstellung, so wird teilweise schon vom Informationsproletariat gesprochen. Es entsteht der Begriff des „Kogniteriats“ wie er von Baacke erstmalig verwendet wurde. Die enormen Steuerungspotenziale der Medienkonzerne verstärken die Ungleichheit der Beeinflussungsmöglichkeiten der User/innen. Die Notwendigkeit eines bestimmten Maßes an Medienkompetenz, informationstechnischer Bildung und Orientierungskompetenz erscheint zwingend notwendig und wird in der Diskussion zunehmend als Schlüsselqualifikation eingefordert (GMK-Jahrbuch 2006).

Eine umfassende Darstellung der verschiedenen Schlüsselqualifikationen wurde an anderer Stelle geleistet und ist im Rahmen dieser Ausführungen nicht möglich. Welche Sozialisationsfaktoren auf die Jugendlichen einwirken, wurde am Anfang dieses Kapitels erläutert. Wichtig erscheint vielmehr die Bedeutung der Familie und der peer group für die Mediensozialisation der Jugendlichen. Nach Schorb (1997) ist die eigene Herkunftsfamilie der zentrale Ort für die Sozialisation von Kindern. Dementsprechend wird die Mediennutzung nachhaltig von den

Eltern geprägt. Eine besondere Bedeutung bekommt dabei die Verfügbarkeit kulturellen und sozialen Kapitals. Die ungleiche Verteilung institutionalisierten Kulturkapitals steht in der Diskussion.

Nun stellt sich die Frage, inwieweit sich die Bedeutung der Familie auf die Jugendlichen ausweiten lässt – welche Funktion sie für die Mediensozialisation hat?

Unter anderem verweist Schäffer (2003) darauf, dass sich die peer-group für die Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus als der zentrale Ort der adoleszenztypischen Suche nach Lebensorientierung erweist; für die Aneignung und den Erwerb von medientechnischem Wissen wird sie zum zentralen Handlungsort. Die Jugend selbst scheint zu ihrer eigenen wichtigsten Bezugsgruppe geworden zu sein, die für die Lebensbewältigung und Persönlichkeitsentwicklung von herausragender Bedeutung ist. In Bezug auf die Mediennutzung wird in diesem Zusammenhang von einer informellen Instanz der Mediensozialisation gesprochen, auf die die etablierten Sozialisationsinstanzen wie die Familie, die Schule oder die Ausbildungsstätten wenig direkten Einfluss haben (Baacke 2001). Jugendliche sind stark an das sozialräumliche Milieu der Nachbarschaft gebunden.

Projekte zur Förderung von Medienkompetenz müssen den Aufbau von kulturellem und sozialem Kapital durch doppelte Integration und Moral entwickeln. Die Integration in die bestehenden Kulturtechniken erscheint sinnvoll. Trotz aller Beachtung eines Unterschiedes zwischen Produzenten und Konsumenten ist die kulturelle Trennschärfe zwischen inclusion-exclusion nicht exakt zu beschreiben. Es ist Ziel dieser Arbeit, darzustellen inwieweit der qualitative Blickwinkel auf die mediale Aufbereitung der Inhalte im Internet eine kulturübergreifende Auswirkung hatte. Der Begriff des informationstechnischen Proletariats lenkt den Blick auf die Möglichkeit der Entstehung einer neuen Wissenskluft. "Wenn der Informationszufluss in ein Sozialsystem wächst, tendieren die Bevölkerungssegmente mit höherem sozio-ökonomischem Status und/oder höhere formaler Bildung zu einer rascheren Aneignung dieser Information als die status- und bildungsniedrigeren Segmente, so dass die Wissenskluft zwischen diesen Segmenten tendenziell zu - statt abnimmt" (Tichor/Donohue/Olien 1970).

Die Wissensklufthypothese wird durch die Sozialstruktur der Gesellschaft erklärt. Die bestehende soziale Schichtung hat zusammen mit dem Informationsangebot der Medien zur Folge, dass auch das Wissen in der Gesellschaft ungleich verteilt wird. Relevante Faktoren zur Er-

klärung von Wissensunterschieden sind Sensibilisierung, Vorwissen, Kommunikations- und Medienkompetenz und interpersonale Quellen.

Seit 1970 sind über 100 empirische Studien durchgeführt worden. Über dreißig allein von Bonfadelli, dem führenden Forscher auf dem Gebiet der Wissensklufforschung. Wissenskluffrelevante Prozesse und Faktoren wurden bestimmt und kategorisiert. Seit der Proklamierung der Informationsgesellschaft hat die Wissenskluffhypothese neue Brisanz und Bedeutung erlangt – es kommt zu neuen Wissensklüften und zu neuen Problemen. Opaschowski (1999) spricht von der gespaltenen Informationsgesellschaft, von Usern & Loosern.

Bonfadelli (1994, 2000, 2006) war mit seinen Untersuchungen zur Mediennutzung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in der Schweiz stark an einer Modifikation dieser These interessiert. Er stellt fest, dass für die heutige multikulturelle Gesellschaft neben der Schule und der Familie die modernen Massenmedien eine Rolle spielen. Sie sind gemeinsame Quelle der Information und vermitteln ein gemeinsames Wissen über Normen und Werte. Ethnischen Minoritäten geben sie die Möglichkeit, sich an der Gesellschaft des neuen Gastlandes zu beteiligen. Die neuen medientechnischen Innovationen (Sat-TV oder Internet) stellen die positive Integrationsfigur der Medien in Frage und könnten die Getto-Situation noch verstärken.

Um die Untersuchungen von Bonfadelli besser einordnen zu können, ist die kurze Darstellung zweier Forschungsrichtungen sinnvoll.

Der „uses and gratification“-Ansatz geht davon aus, dass es grundsätzlich eine dualistische Mediennutzung gibt, bei der sowohl Medienangebote der Herkunftskultur als auch der Aufnahmekultur genutzt werden. Bonfadelli geht davon aus, dass es keine Polarität zwischen der Bindung an die Medien des Herkunftslandes und der integrativen Adaption der Medienangebote des neuen Kulturkontextes gibt. Er legt für seine Untersuchungen ein wesentlich komplexeres Erklärungsmodell des Medienverhaltens an.

„Neben dem Hauptfaktor der ethnischen Zugehörigkeit werden nun stärker auch Schlüsselfaktoren wie der Bildungshintergrund, Sprachkompetenzen, politisches Vertrauen oder das soziale Kapital als Eingebundenheit in soziale Netzwerke untersucht“ (Bonfadelli/Moser 2006). Ein besonderer Blick wird von Bonfadelli in seinen neusten Untersuchungen auf die Fragestellung nach jugendspezifischen Gemeinsamkeiten im Medienumgang gestellt, d.h. inwieweit zwischenzeitlich international geprägte Jugendkulturmuster vorhanden sind.

Ein weiterer Forschungsansatz ist das „Cultural Studies Paradigma“. „Die meisten funktionalistischen Theorien gehen davon aus, dass die Medien ungeplante langfristige Integrationsfunktionen im Sinne von positiv gewerteter Sozialisation und Akkulturation für die Gesellschaft leisten“ (Bonfadelli/Moser 2006). Die Cultural Studies gehen vom aktiven Mediennutzer aus, bei dem die Medien zur Herausbildung von kultureller Identität beitragen.

Nicht das klassische „bonding“, das Abschließen vom neuen kulturellen und politischen Umfeld, sondern vielmehr das „bridging“ zwischen der Herkunftskultur und der Lebensweltkultur wird praktiziert.

Die Aneignung von Informationen aus dieser „hybriden Identität“ überwiegt. Die flexible Weise zwischen den unterschiedlichen Kulturen zu vermitteln hilft den Menschen mit entsprechendem Migrationshintergrund. Das Wichtigste ist die Qualität, die Art und Weise der Nutzung, und die ist nicht kulturell verschieden, sondern sozialschichtenabhängig.

Auch hier wird angemerkt, dass soziale Probleme soziale Lösungen erfordern und nicht technische. Bezogen auf die Schweiz präsentiert Bonfadelli eindeutige Zahlen:

- die Ausstattung der Migrantenfamilien ist genauso gut wie die der Schweizer
- Familien und Eltern mit Migrationshintergrund haben quantitativ mehr Online-Zugang

Der Ort der Onlinenutzung differiert allerdings. Bei Usern mit Migrationshintergrund steht der Computer/der Internetzugang oftmals im Zimmer der Jugendlichen. Für die Untersuchung stellte sich nun als besonders wichtig heraus, wie stark die kulturelle Orientierung der Kinder und ihrer Eltern aus Migrationsfamilien ist und ob sich diese kulturelle Orientierung auf die Mediennutzungssprache auswirkt. Abschließend kommt er zu seinem Fazit, dass es „überraschend viele Gemeinsamkeiten, aber ebenso Unterschiede im Zugang und in der Nutzung der Medien gibt, aus denen durchaus Kommunikationsklüfte entstehen könnten“ (Bonfadelli/Moser 2006). Wichtiger für diese Klüfte sind jedoch der sozialökonomische Status und das Bildungsniveau der Eltern, zudem Alter und Geschlecht.

Mesch (2006) schreibt der Bedeutung der zukünftigen Internetnutzung im Wesentlichen kulturelle und emotionale Merkmale zu (diversification of social ties):

- Onlinenutzung wird Teil des jugendlichen Lebens
- der kulturelle Hintergrund wird für die Nutzung wichtiger
- Emotionale Aspekte werden stärker berücksichtigt
- Emotionen können besser überwunden werden

Seiner Meinung nach bieten sie tatsächlich Chancen für Veränderungen von festgefahrener traditionellen Rollen:

„For this reason, traditional communities are suspicious, and perceive new communication technologies as a threat to cultural preservation. Clearly, this situation is not free of tensions, as the young and more secular attempt to adopt and take advantage of new technologies and may challenge the existing traditional social order” (ebenda, 2006).

Am eindrucksvollsten zeigen sich die Chancen des Internets und der CvK im interkulturellen Kontext an einigen von Mesch u. Talmud veröffentlichten Interviews (Übernahme mit freundlicher Genehmigung von Gustaf Mesch aus seinem Manuskript „Mobile Communication and Social Change in a Global Context“ MIT Press – Forthcoming in James Katz 2006):

Nuhas is a 14-year-old Christian boy:

I met one of my friends through the net. She is a girl and lives in my village and she is also Christian. I got her email from a friend of a friend. We chat everyday about homework and school, about teachers and gossip. She studies at my school and I see her every day, but I don't speak with her there...it's embarrassing...you know...it's not acceptable...but chatting is different because only she and I know we chat...”

Maha, a 13-year-old Muslim girl:

I met a boy through the net. A friend of my friend gave to him my email address and he added me to the list. We chat and I like the messenger more than the cell phone. Instant messenger is cheaper and my parents allow me to use the computer as much as I want. With the messenger I have privacy; nobody knows who I'm chatting with. With the cell phone I don't have privacy, my sisters and my parents ask me all the time who's on the phone.

Die Möglichkeiten der kulturübergreifenden Kommunikation scheinen sich zu verändern, auch wenn dies nicht die Qualität der inhaltlichen Kommunikation berührt. Die ist oberflächlich oder tiefgehend wie die personale Kommunikation. Inwieweit sich das Phänomen der peer group sowie die Mediensozialisation durch die Familie als ein kulturübergreifendes Phänomen darstellen lässt und welche Auswirkungen die Medienwelten von Jugendlichen haben, soll in den folgenden Abschnitten beleuchtet werden.

3.2.4 Merkmale der Informationsvermittlung und Online-Beratung

Bevor der beschriebene theoretische Kontext nun konkretisiert wird, muss auf qualitative Merkmale von Online-Beratung und Informationsvermittlung eingegangen werden.

Sonja Livingstone (2006) beschreibt Qualitätskriterien für funktionierende Internetseiten, die sich an Kinder und Jugendliche richten, wie folgt:

- Reduzierung der Botschaften.
- Aufzeigen, wer dahintersteckt und welche Absicht vorherrscht!
- Fokussierung auf die Zielgruppe.
- Klärung, was mit der Kommunikation auf der Internetseite passiert.
- Deutlich machen, warum sich die Jugendlichen beteiligen sollen?
- Aufbau eines ernsthaften Vertrauens zwischen Produzent und User!

Aus der empirischen Analyse von Artikulationsräumen, die vom KIB (2003) im Rahmen einer Studie im Auftrag des BMFSFJ ermittelt und dort auf der Homepage im Forschungsnetz veröffentlicht wurde, ergaben sich folgende Qualitätsmerkmale für verschiedene Dimensionen eines Online-Beratungsangebotes:

1. die Angebotsstrukturen
2. die Kommunikationsstrukturen

Der virtuelle Raum ermöglicht informelle Bildungsmöglichkeiten durch Kommunikation, Interaktion und selbstgesteuerter Informationsaneignung.

Für die Nutzer sind hierbei folgende Aspekte wichtig:

1. Wahrnehmung der Gestaltbarkeit
2. Wertschätzung des Angebotes
3. Verallgemeinerter und eigener Bedarf als Begründungsreferenz

Für die Qualitätsanforderungen der Kommunikation wurden zwei Aspekte besonders hervorgehoben:

1. Unmittelbarkeit und Kontakt
2. Die Offenlegung des Selbstverständnisses des Ratsuchenden und des Ratgebenden

Erfolgreiche Online-Beratung wird in erster Linie durch die Niedrigschwelligkeit erreicht. Es wird im allgemeinen zwischen drei verschiedenen Ansätzen unterschieden:

- e-Mail-Beratung
- Forenberatung
- Chat

Grundsätzlicher Unterschied ist hierbei die individuelle Ansprache sowie die zeitversetzte Beantwortung.

Allen drei Ansätzen gemeinsam sind die Kommunikationsformen:

1. Anonymität
2. Transparenz
3. Erreichbarkeit
4. Vielfalt der Themen
5. Austesten und Herantasten

Die aufgeführten Merkmale dienen der ersten Orientierung und werden durch die umfassenden konzeptionellen Darstellungen der Angebote auf Loveline – eine multimediale Aufklärung über Liebe und Partnerschaft, Sexualität und Verhütung bestätigt! Hier sollen im Besonderen die Chancen durch Professionalität und Qualität dargestellt sowie die Bedeutung von Unterstützungs- und Wissens-Moderationen als wichtiger Faktor des sozialen Kapitals aufgezeigt werden.

3.3 Medienwelten von Jugendlichen

Jugendliche nehmen Medien im lebensweltlichen Zusammenhang wahr und dadurch wird ihr Aufenthalt in so genannten „Medienumgebungen“ direkt beeinflusst. Dabei spielen die jeweils spezifische räumliche und soziale Umwelt, die verschiedenen „peer groups“ und der Lebensstil innerhalb einer Familie eine entscheidende Rolle (Baacke 2001).

Die Medienwelten können nicht nur auf die Funktion eines Mediums und den Content reduziert werden. Die Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge der Jugendlichen müssen ganzheitlich berücksichtigt werden, um damit die lebensweltlichen und sozialen Aspekte der Medienwirkungen in die Medienwelt der Jugendlichen zu integrieren.

Für die konzeptionellen Entwicklungen ist eine Einschränkung in der Betrachtung in zweierlei Richtung notwendig:

- der Kernfokus im Medienszenario der Jugendlichen wird auf das Internet,
- für die Betrachtungsweise des Internets vorrangig auf das Thema Identität gelegt

Beide Einschränkungen werden in den Abschnitten 3.3.1 und 3.3.2 kurz dargestellt, um dann im Abschnitt 3.3.3 umfassend die Medien als neue Dimension der Sexualität betrachten zu können.

Aus psychologischer Sicht wird nach Mantovani (2001) die Bedeutung des Internets in dreierlei Weise rekonstruiert:

1. als Medium der Informationssuche (kognitives Modell)
2. als Medium der interpersonalen Kontaktaufnahme und Vernetzung (soziales Modell)
3. als Medium neuer Symbole, Codes, Werte und Normen (kulturelles Modell).

Döring (2003) stellt fest, dass Identität, soziale Beziehung und Gruppe drei sozialpsychologische Kernkonstrukte sind, die nachhaltig von Virtualisierung betroffen sind. Sie beschreibt die Internetnutzung als ein qualitatives und quantitatives mehrdimensionales Konstrukt, das in seiner Vielfalt nicht vereinfacht dargestellt werden kann. Nicht nur dem dialektischen Wechselspiel von Alt und Neu gilt es in der Auseinandersetzung mit dem Internet gerecht zu werden, sondern auch dem komplexen Wechsel zwischen Sozialem und Technischem.

Der rasante Medienwandel bedroht die Nachhaltigkeit von Untersuchungsergebnissen in besonderem Maße. Für die Forschung stellt sich die grundsätzliche Frage: Wie real sind virtuelle Fragen? – Virtuelle Antworten sind ein fragmentales Konstrukt! Die Dienste im Internet können als tertiäre (oder sogar quartiäre) Medien bezeichnet werden, da sie erstmalig mit einem entsprechenden Rückkanal ausgestattet sind und die Wesensmerkmale von Produktion vs. Rezeption schon im konzeptionellen Ansatz vermischen.

Hoffmann (2005) verweist darauf, dass Jugendliche in ihrer Persönlichkeitsentwicklung die zentrale Aufgabe der Ausbildung einer Identität haben. In diesem Zusammenhang werden Identifikationen wichtig, die sich die Jugendlichen im direkten Umfeld aber auch in den Medien suchen. Die wichtigste Instanz im Jugendalter bildet seit geraumer Zeit die peer group und somit indirekt die Medienwelt der Jugendlichen.

„Neue Theorien über Identitätsentwicklung kommen dabei selten ohne einen Verweis auf die klassischen Modelle aus. Generell werden hier subjekt-handlungstheoretische Ansätze favorisiert, die den komplexen Wirkungszusammenhang von sozialstrukturellen Interaktionserfahrungen und individuellen Entwicklungsprozessen zu berücksichtigen versuchen“.

Grundsätzlich gilt, dass die Interaktionen im medialen Kontext durch die Jugendlichen autonom und selbstbestimmt erfolgen. Die Auseinandersetzung mit der mediatisierten Welt der Jugendlichen, das Experimentieren mit dargebotenen Rollen, die virtuell oder real sein können, erscheinen für die Identitätsbildung als unumgänglich (Hoffmann 2005).

Nun machen sich die Identitätskonstruktionen der Jugendlichen nicht nur an den eigenen Wünschen und Vorstellungen fest, sondern werden an den Anforderungen der Gesellschaft und vor allem der Eltern festgemacht. Die Ziele der Gesellschaft basieren auf tradierten soziokulturellen Mustern, die als Orientierungsrahmen für Verhalten dienen können. Sind nun aber vorgegebene soziokulturelle Rahmenbedingungen vorhanden, so finden sich Jugendliche mit Migrationshintergrund sehr schwer wieder.

„Migrationsjugendliche sind in dem Prozess der Identitätsausbildung zwischen der Kultur der Mehrheitsgesellschaft und der Kultur des Herkunftslandes ihrer Eltern bzw. Großeltern hin- und hergerissen (...). Sie fühlen sich mehreren Kulturen und Traditionen verbunden, jonglieren in ihrer Identitätsausrichtung mit den von ihnen gewünschten Idealen und den von anderen favorisierten Mustern.“ (ebenda)

Im vorigen Kapitel wurde auf die Ergebnisse von Bonfadelli im Rahmen der Wissenskluftheorie eingegangen. Grundsätzlich ist jedoch anzumerken, dass diese multiple Anforderung an die Identitätsausbildung durchaus auch sehr positive Aspekte hat. Hoffmann bemerkt sehr richtig, dass so der Bruch mit dem Herkunftsland in einer mediatisierten, globalisierten und individualisierten Gesellschaft „den positiven Effekt hat, dass Migrantenkinder und Migranteng jugendliche sich von Druck, sozialer Kontrolle, von Traditionen und Sitten ihrer Herkunftskultur befreien können. Die Medien könnten hier sogar zu Mediatoren werden und Jugendliche mit Migrationshintergrund eine neue Form der Kosmopolitisierung geben. Dies könnte „in einer sich individualisierenden Gesellschaft große Vorteile haben, setzt aber voraus, dass die Aufnahmegesellschaft kulturell entsprechend diversifiziert und heterogenisiert ist und ein ausreichendes Maß an Pluralität zulässt.“ (Hoffmann 2004)

Inwieweit diese Gedanken dahingehend weitergedacht werden müssen, ob sich nicht ein neuer Persönlichkeitstyp entwickeln kann, der einerseits nicht ganz mit seiner in der familialen Vergangenheit präsenten Herkunftskultur bricht, andererseits aber auch nicht die Kultur der Aufnahmegesellschaft adaptiert, bleibt zu beobachten. Für das Konzept der „Sexualaufklärung durch elektronische Medien“ könnte dies den positiven Effekt der Entkultarisierung durch mediale Welten mitbringen, zudem die grundsätzliche Wechselmöglichkeit zwischen sozialen Schichten ermöglichen.

Nachfolgend werden verschiedene Theorien der computervermittelten Kommunikation kurz dargestellt.

3.3.1 Computervermittelte Kommunikation

Die Interaktivität der computervermittelten Kommunikation (CvK) ist das eigentlich Besondere. Internetuser können erstmalig vollkommen unproblematisch in die Rolle des "Prosumenten" (Huchler/Zinser 1989) schlüpfen. Die Möglichkeiten der CvK unterscheiden sich grundlegend von der bisher möglichen Individual- und Massenkommunikation. Private und öffentliche soziale Kommunikationsformen vermischen sich.

Es werden kurz verschiedene Theorien zur Medienwahl dargestellt:

A. rationale Medienwahl

Soziale Präsenz; mediale Reichhaltigkeit; Backchannel-Feedback

Theorien zur rationalen Medienwahl gehen davon aus, dass bei medialer Vermittlung die interpersonale Kommunikation verarmt. Besondere Bedeutung bekommen die Begriffe Dringlichkeit und Relevanz, Kosten-Nutzenabwägungen lassen ein hohes Maß an individueller Medienkompetenz erkennen.

B. normative Medienwahl

Sie beschreibt die Medien nicht als Funktionen von Medienmerkmalen, sondern als soziale Konstruktion, die durch soziale Bewertung geprägt ist.

Selbst die „soziale Präsenz“ und die „elektronische Nähe“ sind entsprechend durch Einstellungen und Bedienungskompetenz beeinflusst.

C. interpersonale Medienwahl

Die Kommunikation mittels interaktiver Medien kann immer nur zusammen mit anderen erfolgen. Dies bringt die Verbindung von Medien und Kommunikationssituation mit sich. Die historische Frage von McLuhan: „The medium is the message“ bekommt eine zentrale Bedeutung.

Dazu einige Theorien zu Medienmerkmalen:

A. Kanalreduktion

Durch fehlende Körperpräsenz werden die meisten Sinnesmodalitäten im interpersonalen Zusammenhang ausgeschlossen. Verschiedene Autoren (Kubicek & Rolf 1886, 2000; Mettler von Meibom, 1994) verweisen in diesem Zusammenhang auf die Ent-Sinnlichung, Ent-Emotionalisierung, Ent-Kontextualisierung und sogar die Ent-Menschlichung. Dazu kommt bei computerbasierter Kommunikation noch die Ent-Räumlichung und Ent-Zeitlichung. Zugespitzt bedeutet dies eine Ent-Wirklichung. Durch die technische Rationalität wird im Sinne des Kanalreduktion-Modells das typisch Menschliche, die Emotionalität, Ambiguität und Unkalkulierbarkeit der Stimmungen entnommen zu Gunsten von Wirtschaftlichkeit, Kommerz, Effizienz, Geschwindigkeit, Kontrollierbarkeit, Manipulierbarkeit, Überschaubarkeit und Logik (Mettler von Meibom 1994, Postman 1970, 1991, 1996). Oftmals werden auf die Kanalreduktion basierende Theorien als medienökologisch und kommunikationsökologisch bezeichnet.

B. Filtertheorie – Wegfall sozialer Hinweisreize

Solche Modelle greifen die Grundidee des Informationsverlustes durch das technikdeterministisch ausgerichtete Kanalreduktionsmodell auf und erweitern es insofern, dass textbasierte Telekommunikation durch Ent-Kontextualisierung kaum Aussagen über den sozialen Status bzw. den soziodemografischen Hintergrund geben. In einer textvermittelten Kommunikationssituation ist Anonymität möglich, das meint, das sich hinsichtlich sozialer Hintergrundvariablen ein Nivellierungseffekt einstellt. Gestalt und Aussehen spielen offensichtlich im textbasierten Chat keine Rolle und bringen im CvK- Szenario keinen Kommunikationsvorteil.

C. Digitalisierungen

Die Digitalisierung der Medieninformation ist eines der markantesten Merkmale des Internets – und darauf ist die computervermittelte Kommunikation letztendlich zurückzuführen. Sie ermöglicht alle Vorteile der Archivierung sowie der schnelleren und kostengünstigsten Form der Kommunikation. Allerdings sind die damit einhergehenden Kontrollmöglichkeiten nicht zu unterschätzen.

Mediales Kommunikationsverhalten

A. Soziale Informationsverarbeitung

Beim Fehlen von nonverbalen Informationen wird nicht die Beziehungsebene ausgeblendet, Emotionalität reduziert oder der soziale Hintergrund herausgefiltert, diese Informationen werden durch andere Symboliken (z.B. Textzeichen) ausgedrückt. Die Mediennutzer entwickeln neue Formen und Fertigkeiten, die es ermöglichen, entsprechende medienbedingte Informationslücken mit Inhalt zu füllen. So können nonverbale oder paraverbale Botschaften entsprechend übermittelt werden. Computervermittelte Kommunikation erscheint nur dann stör anfällig, wenn medienspezifische Ausdrucksmittel nicht kompetent vorhanden sind (fehlende Kompetenz). Fehlende Motivation die neuen Ausdrucksformen zu lernen und zu benutzen oder soziale Normen, die den User von der Nutzung ausdrucksstarker Formen (z.B. die Notwendigkeit der Sachlichkeit) abhalten, oder einfach nicht genügend persönliche Verfügungszeit vorhanden ist.

Die Erweiterung dazu stellt das kompensatorische Adaptionsmodell dar. Wissend, dass es andere Formen und Gegebenheiten in der computervermittelten Kommunikation gibt, benutzen die User diese Kommunikationsmöglichkeiten eindeutiger bzw. fragen bei Beteiligten schnell nach den anzuwendenden Regeln und Normen. Ein offensichtlich kommunikationsärmeres Medium kann somit zu informationsreicherem Kommunikationsverhalten führen.

B. Simulation und Imagination

Das Simulations-Modell betont die aktive Entscheidungsfreiheit der User eigenständig zu entscheiden, welche Informationen sie im sozialen Kommunikationsprozess über sich und ihre Lebenszusammenhänge offenbaren wollen. Es besteht sogar grundsätzlich die Möglichkeit zu „Hyperrealitäten“, dem Nebeneinander von Identitäten. Die Online-Identität und der virtuelle Körper sind frei wähl- und einsetzbar. Da dieser Prozess ein gegenseitiger ist und man sich nicht der Imagination bzw. der Simulation des Gegenüber/s sicher sein kann, bedeutet es Kontrollgewinn aber auch Kontrollverlust. Durch die fehlenden Informationen bei der Personwahrnehmung des Gegenübers wird ein kognitiver Konstruktionsprozess in Gang gesetzt. Wegen der fehlenden visuellen Kontrolle wird der Austausch über persönliche und schambe-setzte Themen begünstigt.

Müller (1996) verweist darauf, dass für die virtuelle Wirklichkeitskonstruktion eine Verschiebung der Grenzen zwischen Subjekt, Körper und Technologie entsteht. Der virtuelle Körper erscheint als frei gestaltbar in einem technischen und sozialen Raum.

3.3.2 Medienökologischer Rahmen

Die neuen Medien lösen räumliche Zugehörigkeiten und Herkunftszugehörigkeiten zunehmend auf, das „globale Dorf“ hat keine Distanzen oder kulturelle Differenzen. Es zeichnen sich neue Formen von Peer-Kommunikation ab, die nicht ohne das soziale Umfeld möglich sind.

Mit dem medienökologischen Ansatz werden die räumlichen und die zeitlichen Zusammenhänge von Kommunikationsprozessen, die durch Medien geführt oder zumindest beeinträchtigt werden, erfasst. Und da die Medienforschung versucht, den sozialen Kontext dabei zu reduzieren, fordert der sozialökologische Ansatz gerade eben Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge nicht voneinander getrennt zu betrachten.

Grundlage war der sozialökologische Ansatz von Bronfenbrenner (1981), der die soziale Umwelt in vier Zonen eingeteilt hat:

1. Ökologisches Zentrum - ist die kleinste Einheit, es steht für die Familie, das Zuhause.
2. Ökologischer Nahraum - das soziale Umfeld, die Nachbarschaft, das Wohnviertel, beziehungsweise das Dorf.
3. Ökologischer Ausschnitt - Orte, in denen funktionsspezifische Aufgaben und Regeln vorherrschen.
4. Ökologische Peripherie - Sie stellt jenen Raum dar, in dem es zu gelegentlichen Kontakten und ungeplanten Begegnungen kommt.

Zuerst hatte Baacke (1987) sich mit einer Übertragung des sozialen Raumes auf die Medienumgebung beschäftigt:

Die Medienumgebung meint „Raum oder soziale Einrichtung, in dem sich das Medium befindet“. Also sind Freizeiteinrichtungen wie etwa Kinos, Discotheken oder Spielhallen ebenso Medienumgebungen wie Kaufhäuser, in denen Hintergrundmusik gespielt wird. Sobald sich in einem Raum ein Fernseher, ein Radio oder sonst ein Medium befindet, ist dieser als Medienumgebung anzusehen. Baacke spricht von unzentrierten und zentrierten Medien.

Bei den zentrierten Medien steht das Medium und dessen Nutzung im Mittelpunkt (zum Beispiel im Kino oder in der Bibliothek), wobei bei den unzentrierten das Medium nur eine un-

tergeordnete Rolle spielt und einfach für eine angenehmere Atmosphäre oder ein besseres Ambiente sorgen soll, wie etwa in Kaufhäusern.

Sieht man den Gebrauch von Medien in unterschiedlichen räumlichen Zusammenhängen, so kann man feststellen, dass Medien etliche weitere Aktivitäten zulassen, ja diese teilweise sogar fordern. Denn wohl kaum jemand wird ein Warenhaus betreten, nur um sich die schöne Hintergrundmusik anzuhören, sondern primär um dort einzukaufen. Dabei ist das Medium aber dennoch ein immer mehr oder weniger wichtiger Teil des gesamten Bildes.

Baacke unterscheidet dabei verschiedene Strukturen:

1. Tektonische Struktur

Durch das tägliche Leben der Menschen, durch ihre Bewegungen, wo sie hingehen und was sie machen, entwickeln Menschen ihre eigenen Lebensräume, welche man nach verschiedenen Gesichtspunkten klassifizieren kann (natürlich-künstlich, öffentlich-privat, offengeschlossen)

Kennzeichnend dafür sind verschiedene Räume:

- der Mikroraum stellt die kleinste Raumeinheit dar
- der Mesoraum ist ein größerer Raum für Gruppennutzung, z.B. ein Wohnraum
- der Makroraum ist eine große Raumeinheit, z.B. ein öffentlicher Raum

2. Die interaktive Struktur

Durch das soziale Feld kann man Ansätze zur Erklärung von sozialem Handeln unter strukturellen Gesichtspunkten systematisch erfassen. Dabei entsteht ein solches soziales Feld durch die gegenseitige Abhängigkeit der drei folgenden Faktoren:

- individueller Faktor
- Faktor der informellen Gruppe
- Faktor der formalen Organisation

Der Faktor der informellen Gruppe hat die zentrale Stellung, die beiden anderen werden auf diesen hin beobachtet.

3. Die Strukturen der Steuerung

Diese Struktur bezieht sich auf das System der Gesamtgesellschaft, wobei verschiedene Ebenen unterschieden werden. Sie müssen in Beziehung gestellt werden, um raum-zeitliche, sozi-

ale und psychische Größen zu bestimmen und mit den Ergebnissen dann den Einfluss eben dieser für den subjektiven Alltag erklären zu können.

Nach der Einführung des privaten Fernsehens (inkl. Satellitenübertragung) sowie des Internets erfuhren die Gedanken zum medienökologischen Ansatz neuen Nährboden.

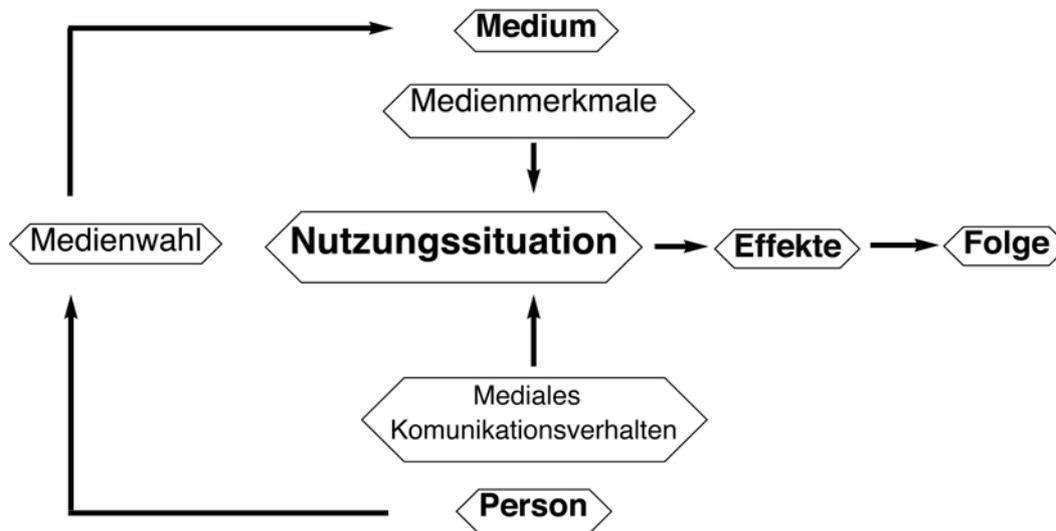
"Setzen sich differente sozialökologische Gegebenheiten (...) gegenüber den Massenmedien durch, oder ist es vielmehr so, dass die Nutzung, vor allem nicht regional gebundener Medienprogramme, deren Vermehrung mit Hilfe neuer Informations- und Kommunikationstechniken längst in Gang gesetzt ist, zu einer symbolgeleiteten, regionsunabhängigen Egalisierung von Nutzungs- und Erwartungspatterns führt, es infolgedessen gerade die Medien sind, die regionale und lokale Unterschiede einebnen und lebensweltliche Gebundenheiten auflösen?" (Baacke 1987)

Döring (2003) beschreibt in einer Modifikation des medienökologischen Modells fünf aufbauende Komponenten:

1. Medienwahl
2. Medienmerkmale
3. mediales Kommunikationsverhalten
4. kurzfristige soziale Effekte
5. langfristige soziale Effekte

Für die zu entwickelnde Konzeption ist die Darstellung des Strukturdiagrammes von Nicola Döring zum medienökologischen Rahmenmodell hilfreich. Es sei an dieser Stelle auf die sehr ausführlichen inhaltlichen Darstellungen bei Döring (2003, Kapitel 3) verwiesen.

Abbildung 3.6: Medienökologisches Rahmenmodell



Quelle: Döring 2003

Abschließend lässt sich feststellen, dass sich traditionell in der Medienforschung so genannte medienzentrierte (technikdeterministische) und nutzerzentrierte (kulturrealistische) Ansätze gegenüberstehen.

So wie ich in Bezug auf die Sichtweise von Jugend von der Theorie des aktiv handelnden Menschen ausgehe, so möchte ich mich in Hinblick auf die Medien der Sichtweise der cultural studies anschließen, die davon ausgehen, dass Mediennutzer die Technologien aktiv und souverän für ihre Zwecke einsetzen, die Nutzung ggf. umfunktionieren oder situativ, verändern mit der eindeutigen Intention, sie zum eigenen Vorteil einzusetzen.

3.3.3 Medien als neue Dimension der Sexualität

Baacke (1997) beschreibt in einem Essay zwei wichtige Elemente des sozialen Wandels, die Kinder, spätestens Jugendliche betreffen und grundsätzlich ein neues Verhältnis zur Sexualität aufbauen könnten. Er postuliert, dass die medialisierte Fiktion ein bedeutsames Steigerungselement gegenwärtiger Realität geworden ist. Die multimedialen Erlebnisinszenierungen sind heute fast durchgängig, weil global. Er unterstützt seine Äußerungen durch drei grundsätzliche Ausführungen, die hier nur verkürzt wiedergegeben werden:

A: Die neue Bedeutung der peer group

Die Gleichaltrigengruppen übernehmen immer früher eine sozialisierende Funktion. Die Familie scheint hier an Bedeutung zu verlieren, die Bedeutung der Peers geht einher mit der individuellen Selbstsozialisation, die den Jugendlichen das nötige Maß an Ablösungsprozessen vom Elternhaus sowie der notwendigen eigenständigen Identitätsfindung ermöglicht. Es ist die Gruppe der Gleichaltrigen, die den Übergang und die allmähliche Anpassung in die einerseits familiengebundenen und berufsweltlichen Handlungsfelder vermittelt. Die Peers besitzen gleichzeitig emotionale Eigenschaften der Familie sowie universalistische Eigenschaften der modernen Industriegesellschaften. In der Gruppe der Gleichaltrigen erfahren die Jugendlichen wesentliche soziale Erfahrungen im Umgang mit anderen Menschen. Trotzdem behält die Familie eine wichtige Rolle, sie muss emotionalen Halt und Zukunftsorientierung geben. Für Baacke (1997) sind es die Peers, die für Bereiche der Emotionalität, Liebe, Freundschaft und Sexualität zuständig sind.

Die Form der Peer-Gesellungen liegt heute eher in den informellen und nicht von Erwachsenen oder pädagogisch kontrollierten Umgebungen. Grundsätzliches Phänomen ist es, dass es die peer group ist, die in der Sexualität erlebt und erfahren wird und auch mit das zentrale Kommunikationsthema ist.

B: Das Aufwachsen Jugendlicher in Medien

Die Peer-Szenen sind durchgängig von Medien durchsetzt. Jugendliche leben in komplexen Medienwelten, erfolgreiche Medienformate und -techniken setzen im Grundprinzip in der jungen Generation an. Letztendlich hat die Mobilfunktechnik seinen populären gesamtgesellschaftlichen Durchbruch durch die massenhafte Versendung von SMS erhalten. Das Simsen ist eine jugendspezifische Ausdrucksform der Kommunikationswut mit neuer Technik. Die inflationäre Vervielfältigung der Programme als auch der Geräte in den Familien, ermöglicht den medialen Familienhaushalt. Die Medienausstattung der Jugendlichen ist Sozialschicht übergreifend identisch. Die JIM Studie 2005 zeigt die umfassende Ausstattung deutlich auf. Sogar der genderspezifische Nachholbedarf bei der Computer- und Internetausstattung wurde aufgeholt. Lediglich für die Gruppe der Hauptschüler wurde eine Stagnation bei den digitalen Techniken festgestellt. Gerade die Einführung der Internettechnik brachte wesentliche neue Merkmale wie Vernetzung, Integration und Interaktion mit sich. Die Einführung des Internets brachte zwar weder die politische Demokratisierung noch die wirtschaftliche Wende, sondern

vielmehr eine fragwürdige Globalisierung mit sich, die sehr gerne von der Industrie aufgenommen wurde. Für das gesellschaftliche Leben wird die Globalisierung eher wieder zur Glokalisierung. Es ergibt heute eigentlich keinen Sinn mehr von Massenmedien im traditionellen Sinne zu reden. Durch die Programmvielfalt sollen mehr so genannte Programm-Massen hergestellt werden. Jeder Zielgruppe und jeder Sozialschicht ihr Programm.

Mit der zunehmenden Digitalisierung ist die ständige Verfügbarkeit der Medien abrufbar. Heutige Jugendliche erleben die digitale Medienwelt ausschließlich in einer mediatisierten Welt. Die Freizeit der Jugendlichen ist zur Medienzeit geworden. Vernetzung und Integration der Medien lassen uns einen scheinbaren Zugang zu allen Informationen ermöglichen. Fakt ist jedoch eher, dass wir nicht in der Informationsgesellschaft, sondern vielmehr in einer Zeit der Verschmelzung aller Medienformate leben. Wer mit der Zeitung aufgewachsen ist, wird dieses Medium auch schätzen, die Jugendlichen erkennen allerdings zunehmend mehr die Vorteile von e-Paper. Und warum sollten wir sie nur aus nostalgischen Gründen nicht nutzen?

Das neue Medium ist gleichermaßen an der Sozialschicht als auch der jeweiligen Bildungsschicht orientiert. Einfacher ist der Wechsel zwischen den Kanälen, auch wenn dies zugegebenermaßen schwer durchzuführen ist.

Kommunikation erfolgt heute zumeist im globalisierten Kontext, ist also nicht mehr auf den gleichen Kulturraum begrenzt. Das von McLuhans beschriebene „global village“ hat die Grenzen technisch schwinden lassen, doch für die sozialen Beziehungen wird heute vielmehr von „Glokalität“ gesprochen. Gerade für Jugendliche der sozial schwächeren Schichten ist die Sprachbarriere (oftmals nur deutsch zu sprechen) zumindest in Deutschland eine evidente.

Baacke (1997) weist schon frühzeitig darauf hin, dass wir bedingt durch die „Mediatisierung“ sehr viel stärker auf „Distanz“ kommunizieren. Dies bedeutet, die Anonymität der Globalisierung bringt uns in eine Kommunikationswelt, in der wir nur als partielle Ganzheiten miteinander in Kontakt treten. Durch die zunehmende Digitalisierung und Erhöhung der Speicher- und Übertragungskapazitäten können bald virtuelle „Persönlichkeiten“ als stellvertretende Avatare für den Wegfall der leiblichen Umhüllung sorgen. Die mediatisierte Kommunikation ist durch die grundsätzliche Weitergabe von Informationen in technischen Systemen von den wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen nicht zu trennen.

Baacke formuliert dies zwar kompliziert, aber zutreffend: „Nach traditionellen Vorstellungen sind wir gewohnt, eine kulturelle Autonomie zu behaupten – Signum eines bürgerlichen Zeit-

alters, in dem gegenüber Politik und Vergesellschaftung die Existenzräume des Rückzugs und der Kontemplation gewahrt bleiben, die gegen die Zweckrationalität der übrigen Gesellschaftskonstruktion stehen und – etwa über zweckfrei-philosophische Meditationen von Intellektuellen – die utilitaristische Orientierung immer wieder herausfordern und eindämmen.“

Je weniger der Sozialstaat zu leisten im Stande ist, umso wichtiger werden verwendbare Qualifikationen. Diese Erkenntnis wird umso deutlicher, indem die mediatisierte Kommunikation dies noch radikalisiert.

Die Informationsgesellschaft ist nur ein Übergangszustand zur Kommunikationsgesellschaft. Baacke zieht als Schlussfolgerungen daraus, dass durch die Summe der Mediatisierung der Kommunikation ein sozialer Wandel vollzogen wird, der durch Information heraufbeschworen wird und in der die peer group als neues Pendant zur Medienwelt der Jugendlichen fungieren muss.

Er begründet seine Schlussfolgerung mit den Kernpunkten:

1. Folgen der Globalisierung
2. Kommunikation auf Distanz
3. Virtuelle Persönlichkeiten
4. Wegfall der kulturellen Autonomie

C: Die Bedeutung für Sexualität und Körperbewusstsein

Diese neuen Formen der mediatisierten Kommunikation, gepaart mit der Möglichkeit der Interaktion, bilden nach Baacke (1997) neue Formen des Welterlebens vor, die sich auf die Fortentwicklung der Sexualität auswirken könnten.

Der virtuelle Körper wirkt durch die Interaktion am Bildschirm nicht nur mit, sondern entwirft und formt buchstäblich neue Identitäten. Durch die computervermittelte Kommunikation spielen wir neue Rollen und stellen uns andere Menschen online vor. Die grundsätzlichen Möglichkeiten,

global und körperlos Bekanntschaften mit der virtuellen Unbegrenztheit der realen Welt zu machen, wird sich nach Baacke sicherlich auch auf die Sexualität auswirken. Der Nutzer ist dann zwar grundsätzlich weltweit gegenwärtig und sicher auch interaktionskompetent, aber körperlos.

„Die physische Existenz bleibt in der mediatisierten Kommunikation unsichtbar, basiert letztendlich nur auf Informationen über das Subjekt. So entsteht eine virtuelle Gemeinschaft, die sich neben die reale Begegnung stellt und manchmal stärkere Affekte an sich zieht als die Wirklichkeit. Dabei sind sexuelle Praktiken zwar besprechbar, aber sie sind nicht auszuführen“ (ebenda S. 22).

Wenn man diesen Gedankengängen folgt, dann ist folgerichtig die Liebe nicht mehr die Begegnung der Körper, sondern vielmehr Kommunikation. Wenn Sexualität zum Diskurs wird, ändern sich möglicherweise die Erfahrungs- und Erlebnismodalitäten, die sich dann nicht mehr unbedingt und ausschließlich an körperliche Begegnungen richten. Grundsätzlich wäre somit eine Auswirkung auf die Sexualität zu beachten. Wenn sich Sexualität nach Freud auf alle Lebensformen ausrichtet, so liegt Baacke mit seinem Hinweis, die Bedeutung der Medien in einer medial inszenierten und durch mediatisierte Kommunikation bestimmten Welt besonders zu beachten, richtungsweisend.

Für den Forschungsgegenstand wird die Frage nach der virtuellen Sexualität in den Tiefeninterviews im Chat gestellt. Cybersex spielt in nahezu allen Chatrooms eine bedeutende Rolle und scheint der erste Motivationsgrund zu sein. Erste Ergebnisse weisen darauf hin, dass Cybersex eine nicht zu unterschätzende Funktion im Leben der Jugendlichen ausmacht.

Die Frage nach einer umfassenden Operationalisierung der Begriffe virtuelle Sexualität, virtuelle Realitäten und Cybersex drängt sich hier zwar auf, würde aber den Forschungsrahmen unangemessen ausweiten. Es soll an dieser Stelle allerdings ein begründetes Forschungsdefizit in der Sexualforschung aufgezeigt werden.